

Signale

Neue-Zeitung-Beilage
für Literatur und Kunst

22. Jahrgang, Nr. 1
16. Dezember 2005

Die Kirschbäume der Branau

Horst Lam-
brecht, Dozent
an der Univer-
sität Fünfkir-
chen, sprach bei
der Festveran-
staltung der
Deutschen Min-
derheitenselbst-
verwaltungen
der Branau und
der Schomodei „10 Jahre Selbst-
verwaltungen“ am 6. Mai 2005 im
Sitz der Akademie der Wissen-
schaften in Fünfkirchen über die
ungarndeutsche Literatur. Wir
veröffentlichen seinen Diskus-
sionsbeitrag.



Kirschbäume wollten sich nicht
ergeben...

In meiner Kindheit standen noch
drei von ihnen. Zur Freude der Vögel
und auch für uns Kinder blühten sie
jeden Frühling und brachten süße
Früchte.

Zur Zeit steht nur mehr einer.
Einen Ast hat bereits die Krankheit
befallen. Doch ringt der Baum noch
immer zäh um sein Leben.

Mikonya trauert um den Kirsch-
baum und meint damit das Schicksal
der deutschen Mundart seiner Kind-
heit. Die Muttersprache ist für ihn
„Wegzehrung fürs Leben“. Was ist
mit dem Leben, wenn die Wegzehr-
ung aufgebraucht ist?

Wenn wir heute über solche
Kirschbäume zu reden haben, mei-
nen wir die deutsche Sprache über-
haupt. Stirbt sie tatsächlich aus bei
den Ungarndeutschen? Wenn ja,
wäre das tragisch. Denn was ist an
einem Ungarndeutschen noch wirk-
lich deutsch ohne die deutsche Spra-
che? Die Erinnerung? Erinnerungen
an die Geschichte der Besiedlung?
An die Mühen der Ahnen, das anver-
traute Land fruchtbar, das Leben
ertragbar zu machen? Erinnerung an
das schwere Schicksal der Vertrei-
bung? Erinnerung an alte Lieder und
Märchen? Gewiß: all das gehört zu

dem von Eltern, Ahnen und Urahnern
weitergegebenen deutschen Erbe.
Aber Erinnerung allein wird eines
Tages im Nebel der Zeiten ver-
schwinden. Und was bleibt dann?
Wohl nichts. Auf keinen Fall aber ein
wirklich deutsches Identitätsgefühl.

Und warum nicht? Weil das Identi-
tätsbewußtsein eines Menschen
untrennbar an seine Sprache gebun-
den ist. Und die heute durchaus rich-
tige Formel von der „Doppelidenti-
tät“ der Ungarndeutschen stimmt
nur solange, wie eben beide Spra-
chen – Ungarisch und Deutsch – zum
Eigentum des einzelnen gehören. In
der Umkehrung bedeutet das
zugleich, daß der Sprachverlust des
Deutschen ebenso untrennbar mit
dem Verlust deutscher Identität ver-
bunden ist. So ist denn das Ringen
um Erhalt bzw. um die Rückgewin-
nung der deutschen Sprache eine
zentrale Aufgabe, wenn es darum
geht, die deutsche Identität zu
bewahren. – Und da sind wir bei der
ungarndeutschen Literatur. Denn sie
vermag beides zu leisten: Die
ungarndeutsche Literatur kann die
Erinnerungen bewahren und an die
Nachfolgenden weitergeben, und sie
kann in hohem Maße zum Überleben
der deutschen Sprache beitragen.

(Fortsetzung auf Seite 2)

Zwischen Zukunftsperspektive und
der Verankerung in der Geschichte
wählte Dr. Helmut Rudolf die
ungarndeutsche Literatur bei den
Werkstattgesprächen vom 15. – 18.
September in Wesprim/Veszprém.
Die Präsenz der jüngeren Generatio-
nen prägte die Gespräche über die
mitgebrachten Werke. Die neue
Anthologie „Erkenntnisse 2000“
wurde im zweisprachigen Lovassy-
Gymnasium von zehn beteiligten
Autoren präsentiert. Am Abend
wurde im Deutschen Haus in
Wesprim die Ausstellung „Genera-
tionen“ gezeigt mit Werken von
Adam Misch – vor zehn Jahren ver-
storben – und Antal Lux (70), Franz
Trischler, Tibor Budahelyi und
Ákos Matzon (60). Verbunden
wurde die Ausstellung mit der Vor-
stellung der neuen Anthologie,
musikalisch untermalt vom Lovas-
sy-Kammerchor. Anschließend gab



es ein geselliges Beisammensein mit
dem Deutschklub von Wesprim.
Auf der Generalversammlung des
Verbandes Ungarndeutscher Auto-
ren und Künstler (Foto) wurde Ákos

Matzon zum Vorsitzenden der
Künstlersektion gewählt, da János
Wagner, der zehn Jahre die Sektion
geleitet hatte, aus Altersgründen
ausschied.

Aus dem Inhalt

Nelu B. Ebinger: Späte Liebe
Seite 2

Gedichte von Béla Bayer
Seite 3

Gedenken an Ingeborg Hecker
Seite 4

Gedichte von Koloman Brenner
Seite 5

Stefan Valentin: Ein Gyros mit
Gott bitte
Seite 5

Angela Korb: Erwartungen
Seite 5

Josef Michaelis: Die Räder rattern
Seite 6

Josef Michaelis wurde
mit Villány-Preis geehrt
Seite 6

Einige Gedanken zur Ausstellung
von Jakob Forster
Seite 6

Dem deutschen Wort ein Zuhause
gegeben
Seite 7-8

Josef Mikonya: Wie der Kaspar
Hodap heimgefunden hat
Seite 8

Eine leise Melancholie
Seite 9

Misch-Gedenkausstellung
Seite 10

Früchte einer
Künstlerfreundschaft
Seite 11-12

Ist die Gegenwart der Eklekti-
zismus der Vergangenheit und der
Zukunft
Seite 12

Die Bilder des Ákos Matzon
Seite 13-14

Eine reiche Laufbahn, die lange
fortgesetzt werden soll
Seite 14

Ein Abenteurer der Freiheit
Seite 15

Die Kirschbäume der Branau

(Fortsetzung von Seite 1)

Und das nicht zuletzt deshalb, weil sie die Schönheit der deutschen Sprache in sich trägt. Sie vermag das Sprachbewußtsein des Lesers zu vertiefen. Sie vermag es, Sprache vom Kopf erst über das Herz zur Zunge zu leiten.

Im Wissen um die Bedeutung der ungarndeutschen Literatur im Ringen um Sprache und Identität fand hier in Fünfkirchen vor fast genau drei Jahren – im Mai 2002 – eine zweitägige Konferenz statt, deren Anlaß die Würdigung gleich mehrerer Jubiläen war. Zu würdigen galt es 30 Jahre Literatursektion des Verbandes der Ungarndeutschen, 25 Jahre Werkstattgespräche mit ungarndeutschen Autoren und 10 Jahre des Bestehens des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUDAK). Das Thema der Konferenz war: „Identität und Sprache. Über Verantwortung und Chancen von Literatur und Literaturvermittlung für die Ausbildung des Identitätsbewußtseins junger Ungarndeutscher. Kritische Standortbestimmung und Ausblick.“

Teilnehmer und Referenten waren Lehrer, Hochschullehrer, Studenten, Autoren sowie Vertreter der Medien und kultureller Einrichtungen. Es war nicht nur eine Standortbestimmung, sondern auch ein wichtiger Erfahrungsaustausch, der Impulse für die weitere Arbeit geben konnte. – Der Tagungsband ist inzwischen erschienen (und im Lenau-Haus zu erhalten). Ich denke, daß die im Tagungsband zu findenden Beiträge nichts an Aktualität eingebüßt haben.

Meine Sache an der Universität Fünfkirchen ist es u. a., die ungarndeutsche Literatur zu vermitteln und ihre Entwicklung beobachtend, forschend und beschreibend zu verfolgen. Im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit ist es für mich immer wieder eine Freude, wenn ich junge Ungarndeutsche bei der Erarbeitung ihrer Diplomarbeit betreuen kann, die sich in ihrer ersten wissenschaftlichen Arbeit engagiert der ungarndeutschen Literatur und Kultur zuwenden und durch ihre Forschungsergebnisse dazu beitragen, bestimmte Phänomene dieser Literatur bzw. der kulturellen Prozesse deutlicher ins Bewußtsein der Öffentlichkeit zu rücken. Um dieses Engagement zu würdigen, seien an dieser Stelle nur einige der Autorinnen und ihre Themen erwähnt. Sie alle konnten ihre Diplomarbeit mit dem Prädikat „Jedes“ verteidigen:

Mónika Szeifert: „Heimat“. Zu Stefan Railes Anthologie „Dachträume“ (2000).

Mónika Ambach: Die kulturvermittelnde Rolle des Regionalstudios Pécs/Fünfkirchen des Ungarischen Fernsehens und die ungarndeutsche Öffentlichkeit (2003).

Tímea Illés: Das Thema Liebe in

der ungarndeutschen Literatur. Eine Untersuchung epischer Texte zwischen 1974 und 1990 (2004).

Rita Schwáb: Deutschsprachiges Theaterleben in Fünfkirchen im 19. Jahrhundert (2004).

Wenn ich oben davon gesprochen habe, daß es den Diplomandinnen gelungen ist, mit ihren Forschungsergebnissen die ungarndeutsche Öffentlichkeit zu erreichen, so stützt sich das auf tatsächliche Aktivitäten der jungen Leute. So veröffentlichten Mónika Ambach und Rita Schwáb eine Zusammenfassung ihrer Arbeitsergebnisse im „Deutschen Kalender 2004“. Ich hebe das deshalb hervor, weil diese Beispiele zeigen, wie sich jugendliches Selbstbewußtsein paart mit erfreulichem Sachverstand und beides einmündet in das selten direkt Ausgesprochene, in das „Ja, ich bin eine Ungarin. Und ich bin eine Deutsche. Und ich bin stolz auf beides“.

Ich könnte hier noch eine Reihe ähnlicher Beispiele anfügen, möchte jetzt aber noch ein paar Worte über die „Produktion“ von Literatur sagen. Und indem ich dabei nicht Rückschau halten, sondern nach vorn blicken möchte, heißt das, über den Nachwuchs schreibender Ungarndeutscher zu reden. Ist das nun ein trauriges Thema, oder gibt es Grund, optimistisch nach vorn zu schauen? Josef Mikonya sieht einen absterbenden Kirschbaum. Und er hat so unrecht nicht. Wir aber in der Branau haben viele Kirschbäume, an denen sogar wieder grüne Blätter sprießen. Ich glaube, daß der Boden in der Branau eine besondere Fruchtbarkeit besitzt, die das Wachsen, Gedeihen und Blühen ungarndeutscher Literatur befördert.

Denn wenn ich doch einmal zurückblicke, dann finde ich eine beeindruckende „Dichterversammlung“ von Autoren aus der Branau, die seit 1974 das Leben der Volksgruppe begleitet und mit ihren Texten bereichert haben. Zu nennen wären Robert Becker, Georg Fath, Márton Kalász, Leo Koch, Valeria Koch, Josef Michaelis, Engelbert Rittinger und Franz Sziebert. Dabei habe ich ganz bestimmt noch längst nicht alle genannt. Zum Beispiel nicht die verdienstvollen Schreiber von Dorfchroniken und Heimatbüchern. Denn auch ihre Texte gehören zur populären ungarndeutschen Literatur. Obendrein scheint es nicht wenige zu geben, die im stillen geschrieben, kaum veröffentlicht haben und deshalb (fast) vergessen sind. Erinnern will ich nur an Valentin Pintz, der ab 1928 der Gemeinde Schomberg als Pfarrer diente. 1936 schrieb er sein erstes Gedicht. Als er 1982 im gesegneten Alter von 93 Jahren starb, waren es exakt 1000 Gedichte, die er hinterließ (daneben noch dramatische Texte) – genauestens nummeriert und datiert, fein säuberlich mit der Schreibmaschine getippt; die Seiten sind inzwischen vergilbt. Ein erfüllter Lebensgang voller Glück und Entsagung, voller Hoffnungen und Zweifel spiegelt sich in diesen oft anrührenden Versen. – Csaba Kun, selbst aus Schomberg stammend, widmet sich jetzt in seiner Diplomarbeit dem Schaffen Valentin Pintz'. Das ist eine nicht leichte, aber doch lohnende Aufgabe, die der Student Kun zugleich als ein Stück Heimatpflege versteht. – Auf ein gewisses Problem im Zusammenhang mit der Sichtung und wissenschaftlichen Aufarbeitung regionalliterarischer

Schätze sei an dieser Stelle hingewiesen: Die Studenten beginnen in der Regel erst im letzten Abschnitt ihres Studiengangs an ihrer Diplomschrift zu arbeiten. Nach deren Verteidigung gehen sie den Weg in ihre Berufe. Eine Weiterarbeit an ihrem wissenschaftlichen Gegenstand ist nur in seltenen Fällen möglich. Das bedeutet für den Bereich der Regionalliteratur, daß bestimmte Forschungsprojekte durch sie zwar zu einem Teilschluß gebracht werden konnten, diese aber oft noch nicht völlig „ausgeforscht“ sind (so kann z. B. nach Lage der Dinge die jetzige Diplomarbeit über das Schaffen Pintz' auf Grund der Stoff-Zeit-Relation nicht viel mehr als eine erste Sichtung und Bewertung erbringen). Am Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur unserer Universität verlagern wir die regionalliterarische Forschung zwar auf möglichst viele Schultern, wir werden auch von deutschen wissenschaftlichen Einrichtungen unterstützt (so z. B. vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas in München oder vom Institut für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen), dennoch bleibt die Schwierigkeit, die Forschung zu bestimmten Schwerpunkten schnell genug voranzutreiben. Denn wir sind dabei ja angewiesen auf einen vergleichsweise kleinen Kreis in Frage kommender Studenten, der zudem in kurzen Abständen immer wieder neu zu konstituieren ist. Eine effiziente regionalliterarische Forschung benötigt aber des schnellen Zugriffs, denn bei diesem Forschungsfeld ist die Gefahr, daß wichtige „Quellen“ entgleiten, ehe sie nutzbar gemacht werden konnten, leider immer gegeben. Ich vermag mir vorzustellen, daß eine Art „Ideenkonferenz“ mit Teilnehmern aus Kultur- und Bildungseinrichtungen sowie Vertretern örtlicher Selbstverwaltungen aus unserer Region Wege entdecken und Mitarbeiter gewinnen würde, auf bzw. mit denen wir zu einer konzentrierten, effektiven Sichtung und zu einer Verlebendigung des reichen literarischen Erbes der Branau kommen könnten. Dieses kulturelle Erbe der Volksgruppe vor dem Vergessen zu bewahren, sollte nicht nur dem akademischen Betrieb allein überlassen bleiben!

Wie sieht es aber mit dem Nachwuchs auf dem fruchtbaren Boden der Branau aus? Wie steht es also um die Zukunft der ungarndeutschen Literatur? Hier gibt es natürlich Probleme, aber es gibt auch die Hoffnung darauf, daß die Branauer Kirschbäume nicht absterben. So schlummern an den Nationalitätenschulen und an der Universität Talente, die es zu entdecken und zu fördern gilt. Das ist eine mühselige Arbeit, die Enttäuschungen, aber auch schöne Erfolge mit sich bringt. An den

Nelu B. Ebinger

Späte Liebe

Blätter fallen in den Wind
du entblätterst dich gelind

schießt die letzte Süße in den Wein
bittersüß weinen wir gemein

Chrysantemen blühen auf dem Grab
tiefe Furchen graben wir ins Gehab

Hurrikane füttern den Wasserfall
gefallen mir die Brüste prall

meine Hände suchen nach fremdem Land
landen aber immer wieder in dem Sand

drehen sich geschickt im Kreis
kreisen ein den letzten Schweiß

verstreuen überall den Keim
keimen auf als neuer Reim

doch alles nur zum Schein
scheint es wie immer nur zu sein.

Die Kirschbäume der Branau

regelmäßig stattfindenden Literaturwettbewerben beteiligen sich immer auch Schüler aus der Branau. Genannt seien hier – stellvertretend auch für andere – die mit Preisen bedachten Ildikó Buszlauer, Andrea Czövek, Melinda Doór oder Laura Kolbach. Vorausschauend kann ich hier schon verraten, daß in naher Zukunft eine neue Anthologie ungarndeutscher Literatur in der Reihe der VUdAK-Bücher erscheinen wird („Erkenntnisse 2000“ ist inzwischen erschienen und erhältlich – Anm. d. Red.). Und in diesen repräsentativen Band konnten auch Texte von Nachwuchsautorinnen aus der Branau aufgenommen werden. So sind mit Gedichten und kurzen Erzählungen Christina Arnold (Nadasch), Andrea Czövek (Willand), Laura Kolbach (Mohatsch), Angela Korb (Hetfeheli) und Mónika Szeifert (Sásd) vertreten.

An der Universität habe ich jetzt eine kleine Gruppe von Studenten versammelt, die regelmäßig schreiben: literarische Texte ebenso wie journalistische Beiträge für die „Neue Zeitung“. Mit der Unterstützung des Chefredakteurs Johann Schuth haben wir Anfang des Jahres dort eine Seite unter der Rubrik „Fünfkirchner Schreibstube“ einrichten können. In Kürze wird die vierte Seite erscheinen. Zu den Schreibern gehören Anett Bartonicssek, Angela Korb, Judit Schoblocher und Gábor Grob (übrigens der Enkel des ungarndeutschen Autors Engelbert Rittinger). Besondere Aufmerksamkeit verdient wohl die Tatsache, daß Angela Korb und Gábor Grob auch Texte in ihrer Mundart schreiben! Grüne Blätter am Kirschbaum.

Ich sprach von Förderung der jungen Talente. Welche Erfolge und Probleme gibt es dabei?

1. Eine wichtige und unersetzbare Rolle spielt hier die Literarische Sektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK). Genannt seien vor allem die alljährlich stattfindenden Werkstattgespräche oder die – im jeweiligen finanziellen Rahmen – gebotenen Möglichkeiten zur Veröffentlichung, die Organisation von Lesungen im Lande sowie die Vermittlung von Lesungen im deutschsprachigen Ausland, die Literaturwettbewerbe usw.

2. Obwohl die Aktivitäten des VUdAK unersetzbar sind, gibt es ein Aber: Mit den zentralen Fördermaßnahmen allein ist die langwierige Arbeit der direkten Förderung junger Talente nicht zu bewältigen. Die eine vom VUdAK pro Jahr organisierte Literarische Werkstatt kann zwar ein wichtiger Ort für die Autoren sein, Erfahrungen auszutauschen und über neue Texte zu streiten, mit der Suche aber nach Talenten, mit der immer wieder neu zu festigenden Motivation der jungen Leute und vor allem

mit dem steten Prozeß aufwendiger Arbeit an den Textentwürfen der Nachwuchsautoren wäre eine zentrale Instanz aber wohl überfordert. Hier bedarf es der Initiative einzelner Personen vor Ort und die der regionalen Instanzen. Auf der im März 2001 durchgeführten „Staats- und völkerrechtlichen Fachtagung in Bonn aus Anlaß des 10. Jahrestags des deutsch-polnischen Vertrages und der Nachbarschaftsverträge mit den übrigen Staaten Ostmitteleuropas“ habe ich in meinem Redebeitrag behauptet (und ich hoffe, ich lag damit nicht ganz falsch):

„Die Durchbrechung des bisherigen Zentralismus (sowohl den ungarischen politischen Apparat als auch die Strukturen der Minderheitenorganisationen meinend) erwies sich als vielleicht entscheidender Durchbruch in bezug auf die Haltung der Angehörigen der Volksgruppe zu Fragen, die ihre Gruppenidentität betreffen und die ebenso auch ihre individuellen Interessen unmittelbar berühren.“

Ich habe dieses Zitat hier gewissermaßen zur Selbstüberprüfung eingefügt. Denn wenn ich damals mit meiner Einschätzung richtig lag, dann müßte mein heutiger Appell an die regionalen Selbstverwaltungen der Branau auf fruchtbaren Boden fallen. Ein Appell daran, daß es mit gut klingenden und ehrlich gemeinten Bekundungen allein nicht getan sein kann, daß die Förderung des literarischen Nachwuchses nicht allein der lobenswerten Arbeit der Lehrer oder Hochschullehrer überlassen werden sollte. Vielmehr geht es darum, daß auch die Selbstverwaltungen sich diese Sache zur eigenen machen. Sicher: Es gibt von hier aus längst Unterstützung und mancherlei Initiativen. Sicher ist aber auch, daß noch mehr getan werden könnte. Ich denke dabei – um nur wenige Beispiele zu nennen – an regelmäßig organisierte Lesungen für Nachwuchsautoren oder an die Finanzierung von Publikationen für den regionalen Bereich (so z. B. auch als Material für den Unterricht an den Nationalitätenschulen). Das muß nicht viel Aufwand und viel Geld kosten. Bei eventuellen Publikationsmöglichkeiten ist eher an schmale, in größeren Abständen erscheinende Hefte gedacht (in Temeswar erscheint z. B. regelmäßig die „Stafette“, ein schmales Heftchen, in dem die Nachwuchsautoren ihre neuesten Texte vorstellen – wenig Aufwand mit großer Wirkung). Vielleicht erscheint eines Tages auch in Fünfkirchen ein Halbjahres- oder Jahresheft – etwa unter dem Titel „Branauer Blätter“ oder „Kirschblüten“ oder...

Ich hoffe fest, daß es mir gegeben sein wird, in zehn Jahren abermals in diesem Kreis über die ungarndeutsche Literatur sprechen zu können. Und dann zum Thema „Kirschernte

Béla Bayer

Gleichwohl

Es wintert in der Heimat,
ich knöpfe meine Einsamkeit zu,
insgeheim aber entspringen
weiße Flocken der Hoffnung
trotz wachsendem Unverständnis.

Trotz alledem

Es kostete mich geraume Zeit,
bis ich die Denkweise der
Jäger verstanden habe,
es kostete mich
etliche Rückschläge.
Aber ich lebe.
Obwohl ich immer mehr
Dorn in Augen anderer werde,
bin ich gegen ihre Verdammung
gewappnet.
Pharisäer bedrohen meine Träume,
meine Hirsch-Seele können sie
dennoch nicht verletzen.
Ihr Jagdhorn kann
von keiner Erlegung berichten.
Kerzen leuchten auf meinem Geweih
und ich kann mich
an klarer Quelle laben.
Meine Sehnsucht treibt
kein falsches Streben,
da ich weiß, daß sich
nur aus Kleinigkeiten
das große Ganze bilden kann,
nach Maß, nach Zahl
und nach Gewicht.
Verhältnismäßig.
Der Nebel löst seinen Schleier,
während in der Waldheimat
Sterne an Grasspitzen perlen.
Auf den Zweigen der Bäume
glitzern himmlische Tränen,
bis am Rande der Waldblöße
die behütenden Blicke
des Schöpfers aufleuchten.

Gleichzeitigkeit

Der Thronfolger
der Morgendämmerungen
zeigt seinen Rücken.
Das sich in die Dürre
streckende Kreuz wurde
nicht für die Erlösung
gezimmert. Es spaltet sich
die Stille der Umgebung,
da hier Sommer und Tod
gleichzeitig herrschen.

Vergebens

Es entstand dieses Gedicht
wie ein in Pein geborenes Kind,
schon vorzeitig ausgebrannt,
als wäre sein Schöpfer mit verbrannt –
als nähern sie sich dem Ende.

Ingeborg Hecker

Ingeborg Hecker ist am 15.10.1934 in Gera (Deutschland) geboren, und starb nach einer kurzen Leidenszeit am 29.05.2004 in Budapest. Ihr Lebensmotto war: „Als ich den Herrn suchte, antwortete ER mir und errettete mich aus meiner Furcht. Die auf IHN sehen, werden strahlen vor Freude, und ihr Angesicht soll nicht schamrot werden.“ Diese göttliche Rettung hatte sie öfters erlebt: so in Ihrer von 1949-1953 dauernden Ausbildungszeit zur Kindergärtnerin, wo ihre christliche Überzeugung im Kreuzfeuer der atheistischen Kaderbildung der ehemaligen DDR geprüft wurde. Aber auch in den oft nicht einfachen Jahren, wo sie ab 1962 als Pastorenehefrau an der Seite ihres Mannes Friedrich Hecker bis zu ihrem Tode die Lasten und Freuden des Gemeindealltags mit ihm teilte. Es war für sie eine große Freude und im Alltagstrudel der Erziehung von vier Kindern zugleich eine wohlthuende Entspannung, als sie ab 1974 sich in die Literaturrektion der ungarndeutschen Autoren einschalten konnte. Während dieser künstlerisch aktiven Schaffensphase, welche ihren Spannungsbogen ganz bis zum Jahre 1996 zog, veröffentlichte sie sowohl lyrische, als Prosatexte.



Ingeborg Hecker beim Literaturseminar 1987 in Harkány (mit Nelu Bra-dean-Ebinger, Johann Schuth, Robert Becker, Vata Vágyi, Georg Wittmann, Jochen Haufe und Nikolaus Márnai)
Foto: Valeria Koch

„Manchmal war es fast zu schwer“

Es begann mit einer Katastrophe

Alles begann mit einer Katastrophe. Ich wollte eigentlich nach der Schulzeit Germanistik studieren, um dann später Bibliothekarin zu werden. Aber am Ende meines achten Schuljahrs, als ich eben 14 Jahre alt war, mußte mir mein Lehrer sagen, daß ich nicht zur Oberschule zugelassen werden würde, weil mein Vater kein Arbeiter sei und meine Familie damit nicht zur privilegierten Klasse gehöre. Der Arbeiter- und Bauernstaat gab seiner eigenen Klasse in dieser entscheidenden Frage den Vorzug. Das wurde mir nun schlagartig bewußt. Vier Jahre war es her, seit der Zweite Weltkrieg zu Ende war, und wir Bürger waren noch nicht genügend darüber informiert, wohin die neue politische Richtung in der ehemaligen sowjetischen Besatzungszone gehen würde. Aber nun wußte ich es, und es tat sehr weh. Ich begriff die Welt nicht mehr. Völlig aufgelöst und niedergeschlagen kam ich nach der Schule nach Hause. Ich weiß es noch wie heute, wie mich meine Mutter fassungslos anstarrte und sie mich in ihre Arme nahm. Bisher hatten wir alle nicht an die konkrete Umsetzung der politischen Parolen geglaubt, auch meine Eltern nicht. Daß bei der Zulassung zu einer Schule nicht Leistung und Elternwille zählten, sondern der Beruf des Vaters, so etwas hatte es vorher in Deutschland nicht gegeben. Darauf waren auch meine Eltern nicht vorbereitet. Der Schlag traf uns alle hart und ließ uns für die Zukunft noch schwierige Auseinandersetzungen mit dem neuen politischen System ahnen.

Mein Berufswunsch

In mir gewann ein anderer Berufswunsch schnell Raum und als mich meine Mutter danach fragte, konnte ich ihr klar antworten: „Was ich nun lernen will? Ich will Kindergärtnerin werden!“ Meine Mutter fragte völlig überrascht: „Wie kommst du denn darauf? Gefällt dir der Beruf?“ Da wußte ich plötzlich aus ganzer Überzeugung, daß ich das wirklich wollte und mir mit Herz und Seele wünschte, Kinder zu erziehen.

Meine Eltern waren einverstanden und unterstützten mich nach Kräften. Wir erkundigten uns bei allen möglichen Ämtern und waren fast verwundert festzustellen, daß mir als „Bürgerlicher“ der Weg zur Ausbildung als Kindergärtnerin offen stand. [...]

Ich war damals ein großes, schlaksiges Mädchen mit fest geflochtenen blonden Zöpfen und Mittelscheitel. Dennoch hingen die kleinen Kinder an mir und respektierten mich als Autorität. Damals kam eines der kleinen Mädchen zu mir und fragte: „Was macht denn da dein Mann, wenn du hier bei uns im Kindergarten bist?“ Es war zum Lachen!

Wir Vorschülerinnen wurden damals nicht geschont. Wir mußten tüchtig ran, vor allem bei den Putzarbeiten. Wenn ich manchmal oben auf dem Fensterbrett stand und die Fenster putzte, brauchte ich bloß ein wenig den Hals zu recken und konnte unsere Kirche sehen. Dann dachte ich an den letzten Gottesdienst und freute mich auf die wöchentliche Jugendstunde. Das war meine Welt, in der ich mich wohl fühlte und angenommen wußte. [...] Nun war es endlich soweit. Nach diesem herrlichen Sommer und vielen lieben Erlebnissen war alles bereit für meine Fahrt nach Weimar. [...] Das Internat, das unser Ziel war, befand sich in der Zweigstelle der Pädagogischen Hochschule für Kindergärtnerinnen und war in einem sehr gemütlichen ehemaligen Herrenhaus in einem kleinen Thüringer Dorf untergebracht. [...]

Erste Konflikte im Internat

Zuerst einmal haben wir unsere Betten bezogen. Dabei legte ich meine Bibel auf meinen Nachttisch. Und schon trat meine Bettnachbarin neben mich, deutete auf das silberne Kreuzchen an ihrer Halskette und sagte zu mir: „Du, ich bin auch Christin.“ Das hat mich damals sehr aufgebaut. Ich freute mich richtig auf die kommende gemeinsame Zeit. Aber schon beim ersten Abendessen wurde diese Freude sehr gedämpft. Ich saß neben unserer Internatsleiterin. Als ich von meinem still gesprochenen Tischgebet aufschaute, spürte ich die plötzlich abgekühlte Atmosphäre. Ohne es zu ahnen, war ich schon an diesem ersten Abend in eine gefährliche Situation geraten. Wie gut, daß ich es nicht wußte!

Unsere Leiterin führte ein hartes Regiment. Wir fürchteten sie. Eine ihrer ersten Ankündigungen war, daß wir erst nach vielen Wochen nach Hause fahren dürften. Damals waren wir alle gehorsam und konfliktscheu. Wir hörten uns ihre Forderungen, Wünsche und Weisungen an und versuchten, uns daran zu halten. Erst viel später habe ich erfahren, daß sie eine Führerin des ehemaligen Reichsarbeitsdienstes war, die gute Gründe hatte, politisch überdurchschnittlich engagiert zu wirken und sozialistisch korrekt dazustehen. In Wirklichkeit war alles nur Tünche. Aber vielen von uns flößte sie damals richtige Angst ein. [...]

Schon bald nach dem Beginn der Ausbildung sprach mich ein Mädchen an: „Sag mal, du bist doch auch im Internat. Was ist denn bei euch los? Wir hatten gestern Parteiversammlung und da wurde gesagt, daß es bei euch imperialistische Widerstandskräfte gäbe. Kannst du mir sagen, wer da gemeint ist?“ Es dauerte sehr lange, bis mir klar wurde, daß ich selbst gemeint war und man mir eine unglaubliche Sache anhängen wollte. Ich war naiv und gutgläubig und konnte deshalb nicht erkennen, daß es für mich schon am Anfang meiner Ausbildung um Kopf und Kragen ging. Heute frage ich mich, wer wohl so wirkungsvoll jegliche Angst bei mir zurückgehalten hat. Denn obwohl ich von der Leitung mehr und mehr isoliert und „abgestempelt“ wurde, fürchtete ich mich auf merkwürdige Weise überhaupt nicht. Nach wie vor faltete ich vor den Mahlzeiten meine Hände, meine Bibel lag für jeden sichtbar auf meinem Nachttisch und sonntags verlangte ich wie selbstverständlich Zeit zum Kirchengang. Und im Unterricht? Wenn die Dozenten ihre Angriffe auf Glauben und Kirche starteten, und das kam sehr häufig vor, widersprach ich ihnen deutlich.

Es kam, wie es kommen mußte. Trotz meiner interessierten Mitarbeit im Unterricht und trotz meiner Leistungen, trotz meiner Begeisterung für den Beruf und meiner Freude auf die Praxis im Kindergarten fiel die Beurteilung am Ende des Semesters so ernüchternd schlecht aus, daß mich meine Freundinnen darauf ansprachen. Sie konnten nicht verstehen, warum ich mir diese Ungerechtigkeit gefallen ließ: „Wahrscheinlich bist Du die Klassenbeste, aber in Deinem Zeugnis stehen lauter Dreier!“, meinten sie. [...]

Sofort nach der Prüfung und der Schulabschlußfeier fuhr ich mit unserem Fakultätschor zum Landeswettbewerb nach Berlin. Wir traten wieder in FDJ-Kleidung im „Deutschen Theater“ auf und gingen nach Pankow. Der Alltag der DDR hatte wieder begonnen. Wir aßen wieder Bockwurst mit Brötchen und schwiegen in der Öffentlichkeit beklommen.

Zu Hause bekam ich gleich eine Arbeitsstelle und wenig später wurde mir auch die Leitung eines Kindergartens übertragen. FDJ-Kleidung habe ich nie mehr angezogen.

Zitate aus ihrem im Jahre 1999 bei dem Verlag Christliches Verlagshaus in Stuttgart erschienenen Buch „Manchmal war es fast zu schwer“.

Koloman Brenner

Jungbrunnen

Springbrunnen sind
gefährlich
sie spritzen Gedanken hoch
die niederfallen

aber wir kehren um
und lächeln einander zu

(2005)

Wunder

angeblich weise Personen
begegnen sich und ihr Atemzug
verpestet die Luft

überall stinken Wunden
und trotzdem drehen sich
die knospenhaften Schultern

(2005)

Preßburg

Das Ufo
über der Donau
grinst
wie die leuchtenden
Tricks
die vertraut
lächeln

aus dem selben
Staub
mit dem selben
Rhythmus
durch Pfähle
getrennt
aus den selben
Wunden
in den selben
Klumpen
latschen wir
alle
vorbei

(2004)

Stefan Valentin

Ein Gyros mit Gott bitte

Die Bahnhöfe spielen im Atomzeitalter für Budapest die Rolle wie das antike Forum für das altertümliche Rom. Unsere apostolischen Halbgötter im Pantheon des öffentlichen Lebens erwarten wohl die Ehrerbietung der geleiteten Staatsbürger, aber sonst kümmern sie sich nicht um die Unterhaltung der Plebs zum Beispiel auf dem Barossplatz. Doch wäre es auch für sie sehr lehrreich, wenn sie einmal von den Sphären der Macht auf die Ebene des einfachen Volkes herabsteigen würden.

Ich bin kein „wichtiger Mensch“, kein verantwortlicher Nationsleiter, deshalb konnte ich ohne weiteres am Ostbahnhof zur Post gehen. Als ich aus dem funkelnden Ersatzmetrobus ausstieg – in dem die Klimaanlage während der Fahrt vorläufig nicht funktionierte –, erblickte ich das erste orientalische Restaurant, dem in der Unterführung noch weitere folgten. Man muß nicht in die Türkei fahren, um waschechte Basarstimmung zu erleben. Alle Illusionen des Ostens sind auch im Schoß der Donaukönigin auffindbar! Man müßte diese Vielfalt einfach schätzen! Unbefahrbare Wege gibt es überall in Osteuropa, aber ein kleines Istanbul kann man nur im Herzen des Karpatenbeckens bewundern.

Ich versuchte hauptstädtisch zu gehen, das heißt total unauffällig, trotzdem konnte ich meine Unsicherheit, ob ich noch zu Hause war oder mich ein kreativer Dschinn verzaubert haben sollte, kaum verbergen. Allein das vom alkoholischen Hungaricum verzerrte Gesicht der Obdachlosen überzeugte mich von der aktuellen geographischen Lage. Beim Metroausgang standen zwei Männer mit einer Gitarre und ein dritter mit einem Mikrofon in der Hand. Ich dachte, sie würden gute Rocksongs aus den sechziger Jahren spielen, die das Herz der ausgelasteten Budapester Angestellten mittleren Alters höher schlagen lassen. Aber nein, es ging nicht darum. Als ich näher kam, hörte ich schon die Tirade des ganz normal angezogenen Herrn mit dem Mikrofon, der eben euphorisch erzählte, wie ihn der Herr Jesus Christus vom Alkoholismus befreite. Oh, diese ehemaligen Alkoholiker! Sie haben die Welt schon mehrmals erlöst, oder mindestens Kreuzzüge gegen das Böse geführt!

Auf den kleinen Betonsitzen saßen praktizierende Alkoholiker herum. Sie tranken neben Wein und Schnaps auch die tröstenden Worte des religiösen Kaders, der mit dem bewegenden Bekenntnis nicht aufzuhören schien. „So sollten die ersten Christen ihre Lehrer, die Apostel, gehört haben“ – ging mir der Gedanke durch den Kopf, und ich fand die Szene plötzlich viel vertrauter. Die Verkäufer in den kleinen Gyrosständen hörten auch andächtig zu und stopften behende, aber geräuschlos den Rotkohl und das andere Gemüse in die Pita. „Kann alles rein?“ fragten sie flüsternd und gaben schon den scharfen, ungarischen Paprikaguß in den türkischen Hamburger.

Es wurde still. Man hörte auch den Flügelschlag und den Streit der frechen Tauben, die sich um die Brösel der armen Leute rauten. Die Stadtbewohner kamen aus dem populären öffentlichen WC und den kleinen Unterführungszellen hervor, sammelten sich um den Missionar und warfen sich auf einmal in Richtung Osten zu Boden. Der Himmel öffnete sich, und es erleuchtete ein großes Licht den Platz wie bei einem Atomangriff. Die Leute blieben auf dem Boden, und es erschollen Fanfaren. Der Chor der Engel sang ein schönes Lied mit dem einfachen Text: „Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich.“

Ich ging fröhlich weiter und trat mit strahlendem Gesicht in die Post. „Die drei nach Budapest und die anderen nach Deutschland bitte!“ – schob ich der netten Postangestellten lächelnd die Briefe zu. Sie bediente mich ohne Nörgelei. „Gottes Welt ist doch schön!“ sagte ich zufrieden zu der Frau und küßte ihr durch das Fenstergitter die Hand.

Angela Korb: Erwartungen

Z. zog auf den Berg. Er wartete dort auf das Ankommen von G. Zu den Talbewohnern entwickelte er ein ambivalentes Verhältnis. Wichtigster Beweggrund für seine Entscheidung war es, seinen künstlerischen Fähigkeiten in gesteuerter, bewußt gewählter Einsamkeit freien Lauf lassen zu können. Seine Abneigung gegenüber den Talansässigen gründete sich in deren heuchlerischer Konsumgefälligkeit und ignoranter Kunstfeindlichkeit. Wobei er sich durchaus bewußt war, daß die asketische Vereinsamung ja auch zum Versiegen seiner künstlerischen Schöpferkraft führen könne. Inso-

fern nämlich, daß das Fehlen eines Publikums Rezeptionsvorgänge kaum ermöglicht. Ohne Rezipienten keine Tradierung, ohne Traditionen ein unerfülltes Schaffen. Deshalb invitierte er G. zu sich. Denn die Größe des Meisters muß ein Schüler weitervermitteln, um der Nachwelt darüber Kunde zu bringen.

Seine Tätigkeit bestand darin, von Tag zu Tag pensummäßig Gedankenstränge aus sich herauszulocken. Philosophische Ideenkonstrukte robusten Charakters kreisten in seinem Kopf herum, ähnlich flügelarm wie die fettgefütterten gräßlich-grauen Tauben, die sich aus dem wabernden

Bierdunst der Hochhausschluchten nur selten erheben.

Er sehnte sich danach, unter Menschen sein zu können. Seine bunt-schillernden Visionen über eine von Nächstenliebe durchdrungenen Welt waren zwar längst wie Seifenblasen zerplatzt, im tiefsten Innern seines Nihilismus aber ertappte er doch eine gewisse Lust darauf, bisher Ungesehene herauszufordern und sich als Hauptdarsteller in diesen Situationen agierend zu erleben.

Auf dem Berg nur Natur. Grübelnd durchwanderte Nächte, keine Rast nirgends. Er wartete auf G. Ein werwolfartiger Einzelgänger unter

den Talbewohnern. Ihm könnte er sich mitteilen. G. sollte eigentlich schon da sein.

Die denkerischen Höhenflüge Z's. stießen an die Mauern seiner Schreibhemmung. G. war jenseits der Mauer. Irgendwie mußte er ihn erreichen. Z. wäre das ausgesprochene Wort und G. der schriftkundige Transformator.

Wo bleibt er? Er muß kommen! Die Nacht wildrauh, Sterne verbluten. Er sollte kommen! Zerbröckelte Gliedmaßen am Straßenrand verstreut, eiskalt das Erwachen. Noch immer wartend!

Fünfkirchen, 16. 10. 2004

Josef Michaelis wurde mit Villány-Preis geehrt



Der diesjährige Villány-Preis der Stadt Eislingen wurde an den Konrektor der Willander Schule Josef Michaelis verliehen. Der Preis wird seit 2004 vergeben und würdigt Persönlichkeiten, die besondere Leistungen im Aufbau der Beziehungen zwischen den Partnerstädten Eislingen und Villány sowie deren Schulen vollbracht haben.

Josef Michaelis machte sich besonders durch Schüleraustauschprogramme verdient, die er seit 1989 aktiv mitgestaltet. Trotz mancher schwieriger Bedingungen trug und trägt er dafür Sorge, daß Willander Schüler die Stadt Eislingen besuchen können und schwäbische Gäste in Ungarn ein umfangreiches Kulturprogramm angeboten bekommen.

Josef Michaelis zeigt aber nicht nur Talente als Pädagoge und Organisator, sondern auch als Lyriker und Schriftsteller. In Eislingen ist er diesbezüglich kein Unbekannter, schließlich hielt er dort bereits in der Stadtbibliothek vor großem Publikum eine Lesung aus seinen deutschsprachigen Büchern, die er 1999 auch auf der Leipziger und Frankfurter Buchmesse vorstellen durfte.

Josef Michaelis, der in diesem Jahr seinen 50. Geburtstag feierte, konnte seine Auszeichnung nicht im Schwabenland entgegennehmen. Aus diesem Grund wurde sie ihm von Wolfgang Joppich, einem Lehrer des Eislinger Schillergymnasiums, in Ungarn überreicht. Anlässlich dieses Ereignisses organisierte der Rektor der Willander Schule, János Szűcs, in Zusammenarbeit mit Elisabeth Troszt, der Vorsitzenden der Deutschen Minderheitenselbstverwaltung, einen schulischen Festabend für den Preisträger. In diesem Rahmen ließen die Redner bei ungarischen Spezialitäten die Marksteine der Partnerschaft zwischen Eislingen und Willand Revue passieren und hoben hervor, daß der Villány-Preis ein Zeichen der Verbundenheit zwischen den Städten und Schulen darstelle sowie zur Völkerverständigung beitrage.

Josef Michaelis

Die Räder rattern

Räderrattern
zählt die Zeitscherben
rauchschwere
abgestandene Luft
im Viehwagen
Hinter ihnen
der Abschied -
tiefgesenkte Blicke
Gewaltmarsch
von Stall zu Stall
Güterbahnhof
Geschimpfe
dawai! nur dawai!
schrundige Lippen
wortlos
in der Ecke
Regungslose
dawai! nur dawai!

Es rattern die Räder
Tage dann Wochen
dawai! nur dawai!
Lager und Läuse
Kratzwunden Lumpen
Baracken Zäune
dawai! nur dawai!
Brotportionen
Skorbut mit Seuchen
dawai! nur dawai!
Quecksilber Quoten
steinhart der Boden

Malenkij Robot
Haut nur und Knochen
Schwankende Schatten
Jahre auf Jahre
Felder voll Toten
dawai! nur dawai!

Unwirscher Wächter
schreit
in jeder Nacht
Räder rattern
Namen
tausendmal Tausende
dawai! nur dawai!
der Schlepphund rollt
rattert und knarrt
Gleise glänzen
graue Schar
taumelt ans Tageslicht
dawai! nur dawai!
in Bergen gleißt
schwarzes Gold
Schnee glitzert
Eis spiegelt
im rauhen Rost
rattern Räder
sie knarren und rattern
und rattern

2005

Einige Gedanken zur Ausstellung von Jakob Forster

Der Dichter Josef Michaelis sprach über die Werke von Jakob Forster anlässlich der Eröffnung seiner Ausstellung am 22. Oktober im Willander Kulturhaus. Forster konnte im Frühling dank der Hilfe der Deutschen Selbstverwaltung einige Zeit in Willand verbringen und 14 Werke schaffen, die mit weiteren Gemälden in dieser Ausstellung zu sehen waren. Die Eröffnung wurde durch den Rentnerchor und ein Jugend-Kammerensemble aus Willand musikalisch untermalt.

Gleich an erster Stelle möchte ich einen Wesenszug von dir erwähnen, ohne den solche Arbeiten, wie die, an denen wir uns jetzt erfreuen können, nicht entstehen würden. Woran denke ich dabei? An einen sympathischen Zug, ohne den jeder Künstler in einer unbekannteren Umgebung ein wenig uferlos würde. Nämlich an deine Unmittelbarkeit. Wenn du einen Landstrich auswählst, wie du es jetzt auch bei Villány getan hast, hältst du es für sehr wichtig, dich zuvor mit den Menschen, die hier leben, zu treffen, mit ihnen zu sprechen, damit du nicht nur den Landstrich kennenlernst, sondern auch die Mentalität derer, die hier leben, ihren alltäglichen Lebensrhythmus. So gewinnst du Einblick in die Seelen, die Empfindungen, in eine innere Welt.

Obwohl du hauptsächlich in die Landschaft verliebt bist, interes-

sierst du dich für solche Dinge, zu denen natürlich wesentlich die Farben und Formen, die äußere Erscheinung gehören, jedoch die Fülle, die Idee, die innere Harmonie des Bildes ergeben sich nicht in erster Linie aus ihnen. Sie kommen von innen, durch das menschliche, weltanschauliche Sieb, das Stimmungs-„Sieb“ des Künstlers, und werden auf Papier oder Leinwand zum Kunstwerk. Das Wesen liegt aber auch hier nicht in erster Linie im Äußerlichen. In diesen sichtbaren Farbschichten, in den Wundern der Natur das Wesentliche zu finden, ist wirklich eine Aufgabe, die einem Künstler angemessen ist. Ich glaube, das ist dir – angesichts der ausgestellten Bilder – oftmals gelungen. Natürlich ist der Künstler, wie jeder schöpferische Mensch, wie auch der Schriftsteller, der Dichter und der Bildhauer am Ende manchmal mit sich selbst unzufrieden. Irgendwo im Prozeß geht etwas verloren, in der Einsamkeit des Schaffens. Doch es gelingt, etwas auf eine Weise zu schaffen, wie es kein anderer gekonnt hätte.

Ich habe gesehen, wie du die entstandenen Werke lange Zeit gemustert und darüber nachgegrübelt hast, ob sie so geworden sind, wie du sie haben wolltest. Diese Grübeleien, das innere Ringen, manchmal Selbstzerfleischung, bringt den Künstler voran und entwickelt ihn weiter. Das ist in jedem Zweig der Kunst so.

Die hier ausgestellten Bilder geben die für Willand und seine Umgebung charakteristische Landschaften, Straßen, Gebäude, Farben und Stimmungen wieder. Ebenfalls gewinnen wir Einblick in andere Landschaften des Landes und sogar einige ausländische – denn auch dort arbeitest du oft, zuletzt in Frankreich.

Deine Werke haben keinen abstrakten Charakter, sondern entstehen in einem Stil, welcher der Wirklichkeit nahe steht und sich nicht vollkommen vom Sichtbaren lossagt. Die meisten Bilder haben, auch ohne Abstraktion, eine innere Aussage. Wer hinschaut, seine Empfindungen beflügelt, sich in die Farben, das Wesen hineinversetzt, wird sich der Absicht ihres Schöpfers bewußt.

Es fällt auf, daß Lebewesen, Menschen, selten auftauchen. Das bedeutet natürlich nicht, daß die Bilder unpersönlich wären. Man spürt die Arbeit des Menschen hinter ihnen, Bestrebungen, die Landschaft zu verändern, oder im Gegenteil zu bewahren.

Oft tauchen Gebäude, alte, rhythmische Häuserreihen, Wege, Bäume, Büsche, Wälder, Brücken, Schiffe, Berge und Gewässer in immer anderem „Licht“ auf. Der Himmel ist außergewöhnlich wichtig, die „Vielgesichtigkeit“ der Wolken. Anmutig sind die Landschaftsstilleben, die verschiedene Jahreszeiten eines Abschnitts der

Natur zeigen, die Veränderungen der Umgebung, den Lauf der Zeit, in dem sich Stimmungen verändern und auf den Betrachter zurückwirken. Die Wahl des malerischen Standpunktes ist individuell. Zwischen uns kam die düstere Farbgebung einiger Bilder zur Sprache. Was ich damals beanstandet habe, sehe ich heute durch viele Werke in hellen Tönen widerlegt. Diese Bilder strahlen Frohsinn und Licht aus. Ich möchte auf die Bilder verweisen, die am Plattensee und in dessen Umgebung entstanden sind. Sie sind ätherisch, luftig, lassen die fernen Perspektiven, die Allegorie der sich im Horizont verlierenden Wasser in den Sinn kommen und bilden eine Natur ab, die ins Unendliche flieht.

Es ist eine besondere Freude, daß wir nun auch unter den Bildern der Willander Landschaften seine Signatur sehen. Es gereicht uns zur Ehre, daß er diese Landschaft verewigte. Die Gegend ist ihm ans Herz gewachsen mit ihrer submediterranen Stimmung, ihrem Wein und der Freundschaft einiger Menschen.

Besonders ergriff mich eine Abbildung des Berges von Szársomlyó, der sich aus der Landschaft erhebt und düster wie ein Vulkan die vor ihm sich erstreckenden Weinfelder beherrscht – doch über jedes Bild könnte man stundenlang sprechen.

Josef Michaelis

Dem deutschen Wort ein Zuhause geben

Mit seinen Gedanken zur ungarndeutschen Literatur gibt der über die Grenzen Ungarns hinaus bekannte Lyriker Josef Michaelis seine Ansicht auf das frei, was ihn bewegt. Indem diese Überlegungen sich der Sorge um ihre Zukunft wie der Annäherung an die große Literatur annehmen, setzen sie gezielt den bisherigen schöpferischen Gedankenaustausch fort. Er verhallt nicht, denn er beeinflusst das Vorankommen bestimmend, wie drei Jahrzehnte beflügelndes Für und Wider zeigen. In dieser Meinungsreihe findet sich Zustimmung und Ablehnendes, Anspornendes und Bezweifelbares. Zurückzuweisen ist davon schon deshalb nichts, weil in der Rückschau darauf das Zuversichtliche mit dem Erreichten übereinstimmt. Selbst die über viele Jahre zur Literatur geäußerten einschränkenden Meinungen ändern das nicht, unterscheiden sie sich doch kaum von jenen, denen es am Literaturverständnis überhaupt mangelt. Übrigens: Wären ungarndeutsche Autoren den Mutmaßungen über die Gründe der zu geringen Beachtung ihres Wirkens gefolgt, gäbe es seit mehr als 20 Jahren kein deutsches literarisches Wort. Und außerdem: Allen recht getan ist eine Kunst, die niemand kann.

Dem Zustimmungen liegt ebenso wie den Autoren das Gemeinsame der Hoffnung zugrunde, daß sich mit dem Wagnis zur Wende, dem deutschen Wort wieder Gedankenfreiheit zu geben, Zukünftiges erfüllen möge. Doch worin liegt es? Nur im Greifbaren? Oder auch im gedanklich Vorstellbaren? Fragen bauen sich auf Fragen.

Das Schwierige dieses Entfaltungsweges mit seinen Erfolgsunterschieden hebt der Rückblick auf die Generationsfolge hervor. Wird der von Josef Michaelis verwendete Begriff „zukunftsorientiert“ ausschließlich auf Künftiges gerichtet verstanden, so zeigt sich im Textverlauf dreier Jahrzehnte, wie das Gestern aus seiner Bindung an das Morgen immer wieder gestaltungswürdig ist, worauf schon der frühe Text Valeria Kochs „Ein breiter Fluß“ deutet.

„Ein breiter Fluß ist unser Schweigen, / Entlang des Ufers Fragezeichen. / Doch wie Gold strahlen die Wellen, / fließen sanft auf helle Schwellen / zu. Dort quillt der Antwort / tiefe Ruh.“

Er beruht auf einer hohen bildsprachlichen Fähigkeit, dem inneren Anliegen Gedankentiefe zu geben. Diese Erstbegegnung erfährt zwar einen Text mit wenigen Zeilen, dennoch scheint er rätselhaft. Im Vergleich mit anderen leiten Form und Inhalt in ungewohnte Richtung. Hintergründiges vermittelt sich im Verlauf nachdenklichen

Eindringens und zwingt zu einer Erlebnisgemeinschaft. Beide, Lyrikerin und Leser, sind vom Schweigen ergriffen und auf Antwortsuche, zumal Schweigen Ungeklärtes anzeigt. Es fordert Suche nach Entgegnung, um zu erfahren, was der sprachpoetische Wortsinn verbirgt. Wer gibt die Antwort? Wie lautet sie? Was ist ermittelbar? Vieles ist zu überlegen. Was liegt in den Worten verborgen? Schließen sie gar Gesellschaftskritisches zum Ungarndeutschtum ein, oder sind sie reine Naturbetrachtung? Neuartig, ja ungewohnt ist, aufgefordert zu sein, Verschlüsseltes aufzulösen, Verkürztes besinnlich zu entschlüsseln. Diese Vorgehensweise gibt die Lyrikerin wohl deshalb nicht auf, weil sie mit scheinbar einfachen Gedanken beflügeln will. Zweifelsfrei ergreift ihre sprachkünstlerische Leuchtkraft und überträgt sich auf andere Lyriker. Zugleich ist der Leser aufgerufen, über das Wort dem im Bild der Sprache Verborgenen auf die Spur zu kommen.

Für Valeria Koch bleibt diese frühe sprachliche Ausprägung so nachhaltig, daß sie neben dem Lyrischen sogar in ihrer Prosa Ausdruck findet. Sie gestattet sich keine textlichen Ausschweifungen, sie strafft das, was ausgesagt werden soll, und führt so zu dem von ihr gewollten und den Leser überzeugenden Ergebnis. Von Gedicht zu Gedicht ist das nachvollziehbar. Liegt darin die Zukunft der Dichtkunst?

Eine ähnliche Entwicklung äußert sich in unterschiedlichen Inhalten der Texte von Josef Michaelis in „Laufrichtung“ – „meine Vorfahren / waren dort geboren / wo die Donau entspringt / Ich kam da zur Welt / wo sie nach Süden hält / An welchem Ufer / die Wiege / meines Enkels schaukeln wird? / Jeder mächtige Strom / schwemmt aber Land / in seinen Wellen mit / ergießt sich ins Meer / unseres gemeinsamen Planeten.“, von R. Becker in „Zu sagen noch“ – „im Fangnetz der Worte / verschollene Bedeutung / – der Morgen ist heiser / Kaffeetassen versprechen / Erwachen“, von M. Szeifert in „Schicksal“ – „Überholte Erinnerungen. / Verlorene Kreuzungen. / Irrwege des Seins. / Ein scheinbar endlos langer Weg. / Voller Träume“.

Diese Texteblicke weisen auf Verändertes in seiner thematischen und sprachkünstlerischen Gestaltung. Ohne nachzuahmen werden ähnliche Wege beschritten, indem sie zu einem höheren Maß an dichterischer Ausdruckswirksamkeit über das Wort gelangen. Reimbindung oder Reimfreiheit sind dabei unerheblich. Der knappe Worteinsatz ist auf das Wesentliche seiner Vermittlung gerichtet, die sehr verschieden sein kann, doch getragen

von der Absicht, das Wort in seiner Merkwürdigkeit bewußt werden zu lassen und womöglich denkverändernd zu sein. Das Wort, einst vereinsamt und erkaltet, ist für sie mehr als bloßes Sprachmaterial, es ist Inbegriff der Gedanken und Gefühle geworden.

Art und Weise dieser Textwirkung auf den Leser bleiben allerdings weiterhin unbekannt, obgleich es erstrebenswert wäre, zu jenen inneren Schichten des Gedanken- und Gefühlslebens vorstoßen zu können, die sich häufig einer Entschlüsselung entziehen. Selbst wissenschaftliche Versuche, das Tor zur reichen Gefühlswelt zu öffnen, schmälern nicht selten die Erwartungen, sich von außen dem Innenleben begrifflich nähern zu können. Deshalb ist die Wahl des Wortes und seiner Gewichtung ein denkbarer Schlüssel, die beabsichtigte Wandlung einzuleiten. Offen bleibt der Erfolg, so lange er nicht in einer Handlung erkennbar ist.

Die Entfaltung ungarndeutscher Autoren ist nicht auf wenige Beispiele begrenzt. Die Anthologien des ersten Jahrzehnts und weitere Veröffentlichungen beweisen, daß das Bemühen sowohl um das Wort wie um die Sprachbewandnis überhaupt nicht vergeblich ist. Ob Liebes-, Natur – oder Bekenntnisgedicht, ob sachkritischer oder lebensgeschichtlicher Text, herausgelesen wird, wozu er mittelbar oder unmittelbar auffordert. Nicht auszuklammern ist das erfolgreich für Kinder Verfaßte oder eine Reihe Miniaturerzählungen bekannter Autoren, die das Vergangenheits- und Gegenwartsgeschichtliche des ungarndeutschen Eigenen in berührender Weise und Vielfalt zu gestalten vermögen. Darin ähnelt es der Nachkriegsliteratur insgesamt, liegt doch auch Bekenntnis wie „Mein Deutschtum“ von C. Klotz, wie „Warum ich schreibe“ von J. Mikonya oder „Wer sind wir eigentlich“ von E. Rittinger vor.

Kriegerische Ereignisse in Jugoslawien geben Anstoß für Texte warnender Bestürzung von G. Fath und A. Manz. Sie verschließen sich nicht, sondern bekunden ihre Haltung.

Lyrisches gedeiht häufiger als Erzählerisches, das sich erst mit St. Railes Romanen „Die gehenkten Puppen“ und „Die Melone im Brunnen“ tatsächlich erfüllt. Augenfällig schreitet das Lyrische mit seiner Gefühls-, Erkenntnis- und Bekenntnisfächerung in Überwindung früherer Gestaltungsschwächen zielstrebig voran und berührt mit seiner merklichen Besinnung auf das Wort bislang unerschlossene Empfindungsfelder. Das, sowie Wertevermittlung und Achtung vor und Liebe zur Sprache stärken die Erlebnisgemeinschaft

zwischen Autor und Leser. Ihre Aufgeschlossenheit für Wort und Stimme wird als bereichernd empfunden.

Zukunft kann Traum und Wirklichkeit sein, beides ist sie in verschiedenartiger Textgestalt, seitdem sich ungarndeutsche Autoren ihr zuwenden. Daß sie nicht immer hoffnungsvoll ist und neben Bejahung ebenso Verneinung, Verzweiflung und Unsicherheit wirken, kann sie mindern, doch nicht lebensführend aufheben. Dafür spricht Literarisches dann, wenn es den Anschein der Zukunftslosigkeit in „Ahnerls Lied“ von C. Klotz, in „Stiefkind der Sprache“ von V. Koch, in „Rotes Gedicht“ von R. Becker oder in „Braunauer Schwäbin“ von J. Michaelis erweckt. Gegensätzliche Gefühle lassen sich nicht gänzlich zurückdrängen und womöglich ausgelöster Widerspruch führt zu weiteren Erwägungen. Sie beziehen das von J. Michaelis in seinem Gespräch über Standort, Rolle und Annäherung ungarndeutscher Literatur Gesagte ein. Indem diese nach wie vor auf das schrittweise Erreichte baut, das nicht zu übersehen ist, muß gefragt werden, ob und worin die kleine Literatur der großen gegenwärtig nahe ist, was sie bisher auf ihrer Wegfindung leistete.

Weniger sachgerechte Meinungen, die der ungarndeutschen Literatur Provinz unterstellen, verallgemeinern Einzelercheinungen, ohne sie entwicklungsgerecht in das Gesamte einzufügen. Nur dann sind sie annehmbar, denn literarische Leistungsbewährung ist ihr nicht zu versagen. Dafür spricht ihre Entfaltung. Weder sind die Wurzeln vergessen noch Themen umgangen worden, die sich mit ihrem prägenden Charakter sprachkünstlerisch vollendeten Einzelwerken den Forderungen der großen Literatur zuordnen lassen. Ihren anerkanntesten gewachsenen Ergebnissen ist weder mit verweigerter Anerkennung noch mit überheblichen und abwertenden Bemerkungen zu regionalen Literaturarbeiten geholfen, vielmehr sind die in ihnen liegenden Werte zu erkennen und offen zu legen. Außerdem übersieht derartige Kritik völlig, was Franz Kafka oder Ernst Bloch über Minderheitenliteraturen festschrieben. So stellt z.B. der deutsche Autor Siegfried Lenz eindeutig fest: „... Die inspirierende Quelle der Literatur – wie überhaupt der Kultur – ist nicht die Welt, sondern die Region, der überschaubare Ort, die erfahrene Nähe...“

Bisher ist nicht erreicht worden, Deutschsprachiges aus der Fremde in Obhut und Aufmerksamkeit der

(Fortsetzung auf Seite 8)

Dem deutschen Wort ein Zuhause gegeben

(Fortsetzung von Seite 7)

Sprachheimat verständnisvoll aufzunehmen, deshalb hat es neben der ungarndeutschen Literatur jede andere deutschsprachige schwer, als Partner der Spracheinheit be- und anerkannt zu werden. Nicht schamvolles Dazwischensein darf ihr Dasein bestimmen, sondern das sozial- und kulturgeschichtlich Gemeinsame, das ihre Erinnerungsvielfalt generationsunterschiedlich auszeichnet. Mit ihrem Sprachbesitz steht sie nicht im provinziellen Abseits, sondern auf der Höhe der Zeit und wirkt im lebendigen Sprachenkontakt über sie hinaus.

Das als Möglichkeit vor drei Jahrzehnten in die Zukunft gesetzte und von Hoffnung getragene Selbstvertrauen erfüllt sich nach und nach in der reicher gewordenen literarischen Wirklichkeit. Im Grunde ist das von Kulturkritikern Österreichs, Deutschlands und der Schweiz bereits vor vielen Jahren über diese Literatur bemerkt worden („Sie lebt zwischen Wanderung und Seßhaftigkeit oder zwischen Provinzialismus und Universalismus. Und wie einst Nikolaus Lenau schickt sie sich heute an, Teil einer großen Literatur zu werden und Stimme im Chor deutschsprachiger Dichtung“). Doch verlegerische Folgen blieben bislang aus, ebenso die Eingliederung in die Literaturfamilie. Von der Entscheidung der Verlage ist abhängig, ob Bücher den Weg zum Leser oder schweigende Ablehnung finden. Allerdings übersieht diese „Freiheit der Entscheidung“ Wertvolles und verdrängt es auf diese befremdliche Weise in die Nebensächlichkeit – unabhängig vom Grad seiner Bedeutung oder Annäherung. Obgleich ungarndeutsche Literatur die sprachliche Marke zur Sprachheimat schon länger überschritten hat, steht ihrer Aufnahme in sie „nur“ noch die Anerkennung ihrer literarischen Leistungen im Wege.

An sie denkt berechtigter Weise J. Michaelis, wenn er von Annäherung spricht. An einer Reihe seiner Texte wie der weiterer Autoren ist ablesbar, daß kritisches Zeitdenken weniger Wagnis als Merkmalseigenschaft dieser Literatur geworden ist, worin sich der hohe Grad der Annäherung zeigt, ohne daß Eigenes verwischt oder gar Selbstständigkeit aufgegeben wird. Diese Texte entstehen nicht als Bedingungsforderung, sondern als Erfahrungs- und Erkenntnisritt einer freien Autorenentwicklung. Sie stellen hier wie dort das vielfach Übersehene und Übergangene ins Licht, denkt man unter anderem an G. Wittmanns Erzählung „Elternlieb“, an „Das Zweiglein“ und „Mein Deutschtum“ von C. Klotz, an „Intermezzo anno 1944“ von J. Mikonya. In deren Sinngehalt ein-

zudringen bedeutete, ihn für das eigene Ich aufzuschlüsseln.

Annäherung schließt Gegenseitigkeit und Förderung in sachkritischer Achtung des literarisch Geleisteten ein. Bleibt sie lediglich einseitig, übersieht sie die Sprach- und Reifestufen der Annäherungsschritte, sind sowohl Überschätzungen wie Vor- und Fehlurteile möglich. Erkennt dagegen die große Literatur die kleinere als Partner der Spracheinheit an, findet sie in ihr das gemeinschaftlich Wertvolle im Gedanken- und Gestaltungsfeld, sogar in ungelösten pädagogischen Aufgaben, in der Unverzichtbarkeit, Ereignisvolles aufzunehmen und einzuordnen, wie es ein großer Teil der Arbeiten literarisch zu vermitteln versteht. Sprachkünstlerisch erreichten sie eine vergleichsweise hohe Stufe, ohne das von ihnen Vorgelegte in den Schatten anderer stellen zu müssen. Thematisch Beispielhaftes ragt aus ihren Texten hervor, sie bauen auf beeindruckendes Können, in dem das Geschichtliche wie das Gegenwartige eine gereifte Gestaltungseinheit bilden. Das bedeutungsvolle Erinnern, das unvergänglich-unvergeßlich Bleibende, findet darin seine Wertachtung. Diese erschließt sich beispielsweise in N. Bradean-Ebingers „La Rhóne“, „Im Schatten des Balkankrieges I/II“ von A. Manz ebenso wie in „Lugio“ und „Heimatlos“ von J. Michaelis oder „Verhör“ von K. Brenner. Erinnern kann Entfallenes zurückholen und es erneut beleben im ereignisvollen Zugesein, wie beispielsweise im Becker-Text „Mein fremdes Land“. Im zeitungleichen Geschichtlichen und auf eigene Weise Geformten gewinnen Texte auf der Ebene gefühlvoller Bereicherung und sachkritischer Durchschaubarkeit. Zu richten ist die Orientierung auf dichte und aussagestarke Texte wie „Volk“, „Erinnerung“ von R. Becker, auf „Mein Europatraum“ von St. Valentin oder „Braunes Brot“ von Chr. Arnold. Ihre Klarheit und Genauigkeit bauen auf einen bewegenden Erlebnishintergrund dieser Autorengruppe, deren währender Einfluß auch entwicklungsbestimmt ist in der Folge von F. Zelter, E. Rittinger oder F. Sziebert.

Weder die Vermutung noch die Hoffnung, daß nach Jahren und Jahrzehnten die „Trauer um die verlorenen Landschaften der Seele“ (H. Bienek) verflache und die Literatur verarme, hat sich bewahrheitet. Das zeichnet ungarndeutsche Literatur in ihrer Gesamtheit annäherungsüberzeugend aus. Ihr Wort berührt, bewegt und verändert die Gefühlsgemeinschaft, die es über die Zeit hinaus achtet und liebt.

H. Rudolf

Josef Mikonya

Wie der Kaspar Hodap heimgefunden hat



Als ich noch Schüler war, in den 30er Jahren, stand in unserem Schulzimmer der dritten Klasse eine Vitrine, in der die am besten gelungenen Handarbeiten der Schüler zur Schau gestellt waren. Darin stand ein echter Bauernwagen, den ich nicht genügend bewundern konnte. Den Erzeuger dieses Prachtstückes habe ich nicht gekannt, nur gehört, daß er Kaspar Hodap hieß.

Mein Vater hat mir über den Kaspar Hodap eine traurige Geschichte erzählt, die sich schon vor dem Ersten Weltkrieg abgespielt hat. Der Kaspar war ein Junggeselle, nicht deswegen, weil er bei den Mädeln keinen Erfolg gehabt hätte, sondern wegen seiner „unbekannten“ Krankheit. Der Bursche war ein geschickter Kerl, man konnte ihn bei jeder Arbeit brauchen. Kaspar hat sich oft in der Schmiede meines Großvaters aufgehalten, in deren Vorraum immer ein reger Verkehr war. Drei Gesellen und die Brüder meines Vaters arbeiteten in der Werkstatt. Unter den herumstehenden Männern gab es so manchen Spottvogel, der sich gerne über hilfällige Menschen lustig gemacht hat. Kaspar war ein geduldiger Mensch, er konnte keiner Fliege etwas zu Leide tun. Seine Krankheit äußerte sich folgendermaßen: Wenn jemand ihn beleidigt oder gekränkt hat, ist der Kaspar in Wut geraten und hat sich selbst geohrfeigt... Es kam sogar vor, daß er sein Gesicht blutig geschlagen hat. Diese Krankheit hatte mit seinem Geisteszustand nichts zu tun. Es war allerdings gut möglich, daß sich durch diese Krankheit sein Geisteszustand auch verschlechtert hat, denn eine Zeitlang war er nirgendwo zu sehen, seine Schlafstätte im Armenhaus

blieb leer.

Man schrieb das Jahr 1914. Die wehrpflichtigen Männer mußten in den Krieg. Der Kaspar wurde wegen seiner Krankheit vom Militärdienst entbunden. Da es im Dorfe immer mehr Bedürftige gab, hatte sich der Kaspar in den umliegenden Dörfern umgeschaut... Er wanderte solange hin und her, bis er sich bei Komorn jenseits der Donau befand. Zum Glück gab es überall gute Leute. Die Festung und die Kasernen waren mit Militär vollgestopft. Die Köche haben sich des armen Kerls erbarmt, man hat ihn mit den Überbleibseln bewirtet. Unter den Soldaten hatte der Kaspar keinen Landsmann gefunden, aber in der Stadt ist ihm ein Pferdewagen aufgefallen, vor dem ein Schimmel und ein Fuchs eingespant waren. Die Pferde hat er früher erkannt als den Kutscher, an dessen Seite dessen Frau saß. Wahrscheinlich hat den Kaspar das Heimweh überfallen, und so hat er den Wagen in einem gewissen Abstand verfolgt. Manchmal waren die Pferde in Galopp gelaufen, folglich mußte der Kaspar seine Schritte auch beschleunigen... Es war schon gegen Abend, die Sonne neigte sich dem Abend zu. Das Dorf war noch nicht zu sehen, aber die goldenen Sonnenstrahlen beleuchteten den glänzenden Kirchturm, den der Kaspar plötzlich erkannt hat. Er beschleunigte seine Schritte und überholte den Pferdewagen... „Jessas, Michl, schau mol doher! Tais is te Haodup Kospa, te is uns schon von Komorn an nochkumma“, sagte die Frau erstaunt, als sie den Kaspar erkannt hat. Über das Schicksal von Kaspar Hodap weiß ich nicht viel, nur eines hab ich auffindig gemacht, und zwar, daß er der Anfertiger des Prachtstückes in der

Generationen



Unter diesem Titel waren eine Woche lang Werke der VUDAK-Mitglieder Adam Misch, Antal Lux, Josef Bartl, Ákos Matzon, Franz Trischler und Tibor Budahelyi in der Rundgalerie des Pataky-Bildungszentrums in Steinbruch (Budapest X.) zu sehen. Zur Vernissage lud die Deutsche Selbstverwaltung Steinbruch ein. Katalin Gémesi und Rezső Kutik sangen deutsche Lieder.

Jägerei und Wilderei

Die Umgebung des Schildgebirges ist schon seit uralten Zeiten ein allgemein beliebtes Jagdgebiet. Am Fuße des Geresch-Geißgebirges erinnert eine Quelle, der Königsbrunnen, an den König Matthias, der hier des öfteren seinen Durst stillte. Unseren Vorfahren, die aus der Umgebung des Schwarzwaldes 1737 hierher kamen, war die Jagd nicht unbekannt. Obwohl es in der ganzen Umgebung von Wildtieren wimmelte, war das Jagen den Leibeigenen wie auch den Häuslern verboten. Die Jägerei war das Privileg des Gutsherren und des Adelsstandes. Die Untertanen konnten sich während der Treibjagd des Gutsherrn als Wildtreiber vergnügen. In bezug auf das Wildern ereigneten sich so manche traurige wie auch heitere Geschichten, an die sich die älteren Leute noch erinnern...

In den 30er Jahren hatte in unserem Dorf ein Dutzend Männer

einen Waffenschein. Ein jeder hatte die Genehmigung, Wild in der Gemarkung der Gemeinde Tarian schießen zu dürfen. Von den Waidmännern hatte ein jeder sein eigenes Jagdrevier. Man grub sich, so ungefähr hundert Meter entfernt vom Waldrand, ein Loch als Anstand, um auf das Wild zu lauern... Besonders im Herbst, wenn der Mais reifte, waren die Wildschweine sehr zudringlich. Der erfolgreichste Waidmann im Dorfe war der Johann Schneider, der wegen seiner Schwerhörigkeit als der „tearische Schneider“ bekannt war. Den Erfolg auf der Jagd verdankte der Mann seiner Schwerhörigkeit; schließlich braucht ein Jäger starke Nerven und große Geduld. Mancher Jäger verliert seine Fassung, wenn er das Wild erblickt. Er läßt es nicht näherkommen, seine Hände zittern, er schießt los und hat dabei einen „Bock“

geschossen. Nicht so der „tearische“ Schneider: Er hörte das Geräusch des Wildes nicht, er hat sein Opfer erst erkannt, als das Wild plötzlich vor ihm stand. Da mußte er nur abdrücken...

Nach dem Krieg war das Jagen nicht mehr so einfach. Um einen Waffenschein zu erwerben, benötigte man schon ein gewisses Vertrauen der Machthaber. Diesbezüglich hat man den Schwaben das Jagen nicht erlaubt. Trotzdem ging die Wilderei weiter, sogar verdoppelt hat sich die illegale Jägerei. Man konnte kaum glauben, wie erfindungsreich mancher Wilderer war! Man bog ein Drahtseil, an dessen Ende eine Schlinge war... Es kam vor, daß der Täter manchmal zu spät kam, wenn er nachschauen wollte, ob er mit seiner Falle erfolgreich war, da die Schlinge leer am Baume hing. Ja, mancher der Konkurrenten ist noch schlauer gewesen! Ein fast tragi-

sches Unglück war dem Sauhalter, den die Leute nur als Mischkavoder kannten, passiert. Der Mann ging nach einem ausgiebigen Regenfall in den Wald, um Pilze zu suchen. Wie er zwischen den Bäumen so rumstolperte, trat er unbemerkt in die Drahtschlinge, die ihn mit beiden Füßen in die Höhe schleuderte. Der Mann hing kopfüber in der Luft, er konnte nicht um Hilfe schreien; das Blut floß ihm in den Kopf, sein Schicksal schien besiegelt zu sein...

Zum Glück war der Täter, um nachzuschauen, in der letzten Minute am Ort erschienen. Anstatt eines Wildes hing der schon ohnmächtige Mischkavoder in der Schlinge. Blitzschnell befreite ihn der Wilderer, so konnte der Mann in der letzten Minute gerettet werden. Wieviel Schweigegehd der Raubschütze dem Mischkavoder versprochen hat, das blieb das Geheimnis der beiden.

Eine leise Melancholie

Im Haus der Ungarndeutschen in Budapest werden Arbeiten des in Fünfkirchen tätigen Bildhauers Franz Trischler gezeigt. Die Ausstellung wurde durch Johann Suth, 1. Vorsitzenden des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler, eröffnet.

Jeden Tag, wenn ich reinkomme oder rausgehe, begegne ich ihm an der Wand unseres Hauses. Ich sehe in ihm den Wissenschaftler, den Germanisten, den Volkskundeforscher, den Herausgeber des Sonntagsblatts, von wissenschaftlichen Zeitschriften und Buchreihen, Ehrensenator der Universität Tübingen, nicht zuletzt auch Nationalitätenminister. Ein Mann im besten Alter – Prof. Jakob Bleyer blickt von der Wand unseres Hauses auf die hier Arbeitenden und auf die Besucher herab. Eine sehr gelungene Darstellung von Franz Trischler.

Schon daher ist es unsere angenehme Pflicht, zum 60. Geburtstag des Bildhauers eine Ausstellung in diesem Hause zu arrangieren.

Franz Trischler fertigt bevorzugt Statuen, Büsten unserer Vorfahren und wichtiger Persönlichkeiten aus der Geschichte Ungarns wie Franz Liszt, Sándor Petőfi, Deák, Kossuth, Munkácsy oder der in Arad hingerichteten Generäle des Freiheitskampfes, die Geschichte schöpferisch mit Gegenwart und Zukunft verbinden.

Franz Trischler wurde in Deutschboje/Bóly, geboren. Eine Gemeinde, heute eine Stadt, die für ihre fleißigen, guten und zuverlässigen Handwerker bekannt war, eine Spezies, die heute leider selten anzutreffen ist. Er wählte den soliden Beruf des Zimmermalers und erst auf Drängen von Freunden kam er mit 24 Jahren an die Hochschule für Bildende Kunst in Budapest und wurde frei-

schaffender Künstler. Fleiß und solides handwerkliches Können, die für den Umgang mit Bronze besonders wichtig sind, zeichnen ihn aus. Trischler wird als pausenlos schaffender Bildhauer bezeichnet, der mit der Bronze ringt, sie gestaltet, aber auch zeichnet oder malt und stets überlegt, was er als nächstes in Angriff nehmen könnte.

Ergebnis dieser schöpferischen Arbeit sind zahlreiche Werke auf öffentlichen Plätzen vor allem in Süd-Transdanubien. Eine auf einer Bank sitzende Frau in Alsómosolád, das bronzene Tor der Fünfkirchener Janus-Pannonius-Universität, das internationale Denkmal der Vertreibung und Verschleppung der Ungarndeutschen im Garten des Fünfkirchner Lenau-Hauses, die Dreifaltigkeitsstatue in Mohatsch oder der Heilige Franz von Assisi – die Reihe könnte man beliebig lange fortsetzen. Er bereichert unsere

Umgebung, er bereichert jene, die an den Skulpturen vorbeigehen und innehalten.

Trischlers Skulpturen ähnelten bisweilen den Formen der Renaissance, behauptet der Journalist László Bükkösi. Mit der Renaissance jedoch verknüpft man Lebenslust; die Werke von Trischler atmen eher Traurigkeit, leise Melancholie aus, die der Natur des Künstlers zu entspringen scheinen. Auf Bestellung können seine Werke allerdings auch optimistische Lebenslust ausstrahlen, von Vitalität und Expressivität gekennzeichnet sein.

Hier sehen Sie vor allem Fotografien eines Teils seiner Reliefs und Plastiken – Arbeiten des Fotografen László Körtvélyesi. Sehr menschlich und wie dem harten Alltag auf dem Lande entsprungen sind Trischlers Kleinplastiken, von denen hier leider nur zwei zu sehen sind.



Misch-Gedenkausstellung

Anlässlich des 10. Todestages des ungarndeutschen Malers Adam Misch (1935 – 1995) fand in der Landes-Agrar-Bibliothek und im Dokumentationszentrum in Budapest (I., Attila út 93) eine Gedenkausstellung statt. Bei der Eröffnung der Misch-Lebenswerkerausstellung am 5. April würdigte Ferenc Lőrincz, Vorsitzender der Landwirtschaftssektion des Vereins Ungarischer Bibliothekare, Leben und Wirken von Misch. Wir veröffentlichen die Eröffnungsrede.

Die Ausstellung von Adam Misch wurde am 1. Feber 1995 in der Galerie in der Fehérvári Straße in Budapest eröffnet. Hier zeigte er seine in der ersten Hälfte der 90er Jahre geschaffenen Werke. Keiner von den Vernissagegästen hat auch nur im geringsten das Tragische ahnen können, das am nächsten Tag eintrat: der Tod des Künstlers. Adam Misch, im April 1935 geboren, hatte vom Schicksal noch nicht mal volle 60 Jahre für den Aufbau seines Lebenswerkes bekommen. Diese Jahre bedeuteten die nicht eben wolkenlose Nachkriegszeit, sie bedeuteten die widersprüchlichen 50er Jahre und seine Jugendzeit, und der Anfang der 60er Jahre bedeutete den von den 56er Ereignissen beeinflussten Abschluß des Kunststudiums. 1965 war dann das Datum des Beginns der künstlerischen Laufbahn des Adam Misch, und in Anbetracht der damaligen Kultur- und Bildungspolitik, nämlich Unterstützung, Duldung, Verbot, wirft sich die schwerwiegende Frage auf, wie und auf welche Weise sich das Regime in die schöpferische Freiheit des Künstlers einmischte. Fakt ist, daß Adam Misch lange Zeit keineswegs unter die zu Fördernden gehörte. Der junge Mensch, der jahrelang bei den Piaristen gelernt hat und Priester werden wollte, konnte ganz offensichtlich nicht Begünstigter der damaligen Kulturpolitik sein.

Seine Diplomarbeit an der Hochschule für Kunstgewerbe war ein Skandal, und dann ist es auch kein Zufall, daß es erst nach zehnjährigem aufgezwungenen Warten zu seiner ersten selbständigen Ausstellung kam, als nämlich das Schloßmuseum Großteting/Nagytétény seinen Bildern Raum bot. Da hatte er allerdings schon die Sektion Stahlbildhauerei der Künstlerkolonie des Raaber Waggon- und Maschinenbauwerkes gegründet. Und von 1973 ganz bis zu seinem plötzlichen Tode war er leitender Dozent der Freien Kunstschule der Csepelwerke. Unter seiner Führung gewann der Tschepler Zirkel Bildender Künstler (als dessen Leiter er u. a. das Erbe von Sándor Ék, Konstantin Buna und Menyhért Tóth übernahm) zahlreiche Gruppenpreise und Anerkennung, die Mitglieder wiederum viele Einzelpreise in sämtlichen Sparten der Bildenden Kunst. Und noch

wichtiger ist, daß er ein ausgezeichnete Experte der Bildenden Kunst wurde und danach strebte, das Talent der Zirkelmitglieder voll zur Entfaltung zu bringen. Das heißt auch, daß er sich hütete, seinen Schülern seinen Stil, seine Ausdrucksweise aufzuzukroyieren. Und dem ist zu verdanken, daß unter seinen Händen zahlreiche – natürlich begabte – Amateure, Personen, die nur aus Freude an der künstlerischen Betätigung in den Zirkel kamen, berufene Künstler wurden.

Adam Misch hat erfolgreich Beziehungen ins Ausland aufgebaut und gepflegt. Schon ab 1963 war er regelmäßig in Deutschland, und dank seinen Studienreisen war er auch gut informiert über die neuen Kunsttrends und -ereignisse und hatte die Möglichkeit erhalten, im Ausland – Tübingen und Berlin – viel früher als hier in Ungarn ausstellen zu können. Ab Ende der 70er Jahre wirkte er in Bulgarien in Künstlerkolonien mit, das hatte insofern auch Auswirkungen auf seine Kunst, indem die speziellen osteuropäischen Einwirkungen in seine Werke einfließen.

Wie sind die Bilder von Adam Misch? Dazu soll eingangs ein alter Jugendfreund, der ebenfalls aus einer Schorokscharer Schwabenfamilie stammt, zitiert werden. „Er ging seinen Weg allein. Sein Konstruktivismus war einmalig, lyrisch, neigte zur Valeur-Colorisation von Klee. (Seine Bilder) ...übermitteln dem Leser abenteuerliche Erlebnisse. Die Korrespondenz der Farben und Formen ergibt eine Globalität. Sie schweben auf einer Ebene“, schreibt Antal Lux in dem 1998 erschienenen Album über Adam Misch. „Die Abstrahierung bedeutete für Adam Misch vertiefte geistige Handlung, philosophische Tätigkeit. Das heißt: Solange er die wesentlichen Elemente der objektiven Welt betonte, sie durch die Ordnung abstrahierter malerischer Zeichen vereinfachte, objektivierte, deutete er gleichzeitig die wesentlichen Wirklichkeitselemente, die sich in den Gegenständen nicht äußern können. Die Versinnbildlichung der Zusammenhänge dieser beiden Vorgänge, das Aufwerfen ihrer Verbindungsmöglichkeiten haben kathartische Reinigungskraft für die Persönlichkeit.“ Diese Ansicht vertritt Ágnes M. Bakonyvári in ihrer Studie. Laut Tibor Wehner hat Adam Misch ein Oeuvre aufgebaut, „das unabhängig von den Schatten des Offiziellen, der gerade aktuellen Kunsterwartungen ist, das sogar unter den Verhältnissen eines dissonanz- und spannungsreichen, mit Ungereimtheiten durchwebten Zeitraums als authentische, selbständige Kunst zustandekommt und der Nachwelt hinterlassen wird. Die Position der Partikularität und Souveränität war allein durch die Neigung zur Abstraktion, durch den Glauben an das Zeitgemäße des abstrakten Ausdrucks garantiert.“



Liebe Freunde!

Ich habe nicht die Absicht, die ausgestellten Bilder zu analysieren, ich meine, sie sprechen für sich. Jedoch möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf einige Details lenken. Denn obzwar sich in dieser Kollektion kein einziges Bild mit ausgesprochen sakralem Thema befindet, begegnen wir auf einigen dennoch dem Kreuzmotiv. Es handelt sich nicht um simple Kreuze, um einfache geometrische Zeichen, einander in bestimmtem Verhältnis schneidende Geraden (z. B. Valpurgisnacht). Sondern diese seine Lösung gibt dem Maler die Möglichkeit, die horizontale und die vertikale Richtung gleichzeitig zu markieren. Jetzt, nach Ostern und einige Tage nach dem Tode des Papstes, ist es vielleicht angebracht, sich den Standpunkt von Ágnes M. Bakonyvári vor Augen zu führen: „Die kulturgeschichtliche Deutbarkeit des Kreuzes – hinsichtlich Opfer und Opferbringung – erlaubt es, das Sein gleichfalls nicht nur unter materiellen Aspekten zu betrachten. Damit zeigt der Künstler die gleichzeitige Geltung der materiellen und der transzendenten Determination des Seins, der menschlichen Mission.“ Gesprochen werden muß aber unbedingt auch über die Farbgebung bei Adam Misch. Er benutzt „keine reinen Farben, weil das auf ihren Naturzustand, auf ihre physikalische Wahrnehmbarkeit deuten würde“. Teil seiner Abstraktionsbestrebung ist das Brechen der Farben. Blau und Schwarz benutzt er fast ständig, die zarten Pastelltöne kontrapunktieren diese Effekte, „wecken ein Gefühl der Materiallosigkeit“.

Dafür gibt es auf dieser Ausstellung zahlreiche Beispiele, besonders möchte ich jedoch auf das Bild Öfter 1. (Sokszor 1.) hinweisen. Und hierher gehört auch noch eine sehr wichtiges Ereignis, welches auch die Farbenwahl des Malers erklären hilft. Grün als Farbe, mit der die Natur am ehesten identifiziert werden kann, fehlt in der Praxis von Misch fast gänzlich. Bis auf eine Ausnahme, bei dem Bild Vor langer Zeit (Hosszú ideje) konnte er die Benutzung von Grün nicht umgehen. Sicherlich erinnern sich noch manche an das schreckliche HÉV-Unglück Mitte der 70er Jahre auf dem Budapester Boráros-Platz. Nun, an diesem Abend wollte Adam Misch nach Tschepele fahren und stand in der Menge der Wartenden vor dem Stationsgebäude. Etwas Unerklärbares ließ ihn dann

jedoch in Richtung Perron gehen. Und dann einige Augenblicke später die Toten, die Verletzten, der zerrümmerte Zug, die zerfetzten Stromleitungen. Dieses Furchtbare hat er künstlerisch jahrelang nicht aufarbeiten können; als er die Zeit für gekommen sah, entstand eine ganze Serie, und da mußte auch die Vorortbahn in ihrer Farbe, in Grün, auf den Bildern erscheinen.

Menyhért Tóth, von vielen für einen der besten Maler Ungarns gehalten, sagte 1976 in einem Gespräch mit György Csapó: „Am allerwichtigsten ist es für mich, geben zu können. Dazu bin ich bestimmt. Den mir zufallenden Teil ganz bis zum Ende zu bringen, vollständig ausdrücken zu können. Ich frage mich: Bist du Maler? Und ich antworte: Vor allem bin ich Mensch, der menschlich leben will auf dieser Erde. Mit der größten Vollkommenheit. Und ich komme dann meiner Rolle nach, wenn ich diesen Anspruch befriedigen kann. Mir sagte mal jemand, daß ich die Bauern sehr mag. Ich antwortete: Selbstverständlich. Aber eigentlich hätte ich sagen müssen: Ich liebe immer den, der Liebe entbehrt.“ Eine herrliche Gedankenreihe, und ich meine, sie ist auch sehr bezeichnend für Adam Misch, den Menschen, und Adam Misch, den Maler. Es schreit fast von seiner Leinwand herunter, wie sehr er geben wollte. Auf diese Weise und in der Form, wie er geben konnte: über seine Bilder! Es ist sicher, auch in ihm brannte der Wunsch, wie in Menyhért Tóth, den ihm zufallenden Teil vollständig ausdrücken zu können. Und auch darüber gibt es keinen Zweifel, daß auch er jene sehr liebt, die Liebe entbehrten, sagen wir zum Beispiel die Gründungsmitglieder des Tschepler Kunstzirkels oder das zu einer Zeit nicht wirklich anerkannte Schorokscharer Deutschtum. Ich, in dessen Adern auch etwas schwäbisches Blut fließt, halte seine Ansicht über die Zugehörigkeit für lehrreich und hierherpassend: „In erster Linie bin ich Bildender Künstler, meine Nationalitätzugehörigkeit beeinflusst mich offensichtlich irgendwo im Inneren, bin ich doch in eine Nationalitätenschule gegangen, hat man mich doch die gotische Schrift gelehrt, die mit ihrer Schönheit und Härte hin und wieder in mir hochbricht. Wer in einer Doppelkultur aufwächst, der muß beide annehmen, sich zu beiden bekennen.“

Früchte einer Künstlerfreundschaft

„Künstlerbegegnungen“ ist die gemeinsame Ausstellung von László Hajdú und Gerard Krimmel betitelt, die bis zum 19. Mai 2005 im Ungarischen Kulturinstitut Stuttgart zu sehen war. Bei der Vernissage am 14. April sprachen Johann Schuth, 1. Vorsitzender des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler, sowie Textildesignerin Beáta Hajdú, Tochter des Künstlers. Nachstehend die Eröffnungstexte.

Eröffnungsrede von Johann Schuth:

Gemälde

Pinselfrische tragen Ähren untergehender Sonnen.

Zeit ruht an Farben getrocknet.

Die Speicher sind voll: nur Wände sind weiß wie Mehl.

Das Gedicht von Robert Becker, Vorsitzender der Literaturrektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler, entstand bei den VUDAK-Werkstattgesprächen am 20. September 2003, inspiriert von der Präsentation des hier anwesenden und ausstellenden László Hajdú im Haus der Ungarndeutschen in Budapest. Mit der damaligen Ausstellung ehrten wir den Künstler, da er am 15. März desselben Jahres die hohe staatliche Anerkennung, den Munkácsy-Preis, erhalten hatte. Das Gedicht, das aus demselben Anlaß entstand, weist auf einen fruchtbringenden Austausch von Gedanken und Emotionen zwischen Dichter und bildendem Künstler hin.

Der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler wird seit seiner Gründung im Jahre 1992 vom Gedanken des künstlerischen Austausches zwischen Schriftstellern, Dichtern und bildenden Künstlern untereinander geleitet. Diesem Ziel dienen die jährlichen Werkstattgespräche, verbunden mit Gemeinschaftsausstellungen und Lesungen. Zum Zusammenschluß kam die Idee durch Gespräche in der Künstlergilde Esslingen, mit der unser Verband in den 90er Jahren eine hervorragende Zusammenarbeit pflegte.

Bei einer Gemeinschaftsausstellung unseres Verbandes am 26. August 1997 in der Galerie der Pesther Redoute sagte der deutsche Botschafter in Budapest Hasso Buchrucker in seiner Eröffnungsrede: „Die Ziele des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler

lesen sich wie ein Programm zur Förderung der Westintegration Ungarns. Da geht es um die Zusammenarbeit ungarischer Schriftsteller und Künstler mit ihren Kollegen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, und mit solchen Kollegen, die deutschen Minderheiten in anderen Ländern zugehören. Da geht es auch darum, die kulturelle Identität der Ungarndeutschen hier in Ungarn zu stärken, ihre in Deutschland liegenden Wurzeln klarer zu erkennen und ihre gegenwärtigen kulturellen Leistungen als Teil des ungarischen Kulturgutes besser bekannt zu machen. Das fördert zugleich die künftige kulturelle Arbeit der Ungarndeutschen, was sich wiederum zum Wohle der Zusammenarbeit unserer beiden Länder und damit zur Stützung des westlichen Integrationsprozesses Ungarns auswirkt.“

Bei dieser Gemeinschaftsausstellung war László Hajdú mit dabei, und seine künstlerische Tätigkeit ist wohl geprägt von der Grenzenlosigkeit und der internationalen Zusammenarbeit. 1938 in Léva, der heutigen Slowakei, geboren, lebt und arbeitet er seit 1970 in Sankt Andrä (ungarisch Szentendre), einer Hochburg der serbischen Kultur in Ungarn und einer beliebten Wirkungsstätte von Künstlern. 1963 absolvierte Hajdú die Akademie der Bildenden Künste in Budapest und durfte bereits 1964 eine Studienreise nach Westeuropa machen, dank der in Deutschland lebenden Verwandtschaft. So konnte der angehende Künstler ausländische Erfahrungen sammeln, die Strömungen der westeuropäischen Kultur und Kunst kennenlernen.

Die Malerei von Hajdú ist das Drama der Farbe und der Linie im Raum. Man könnte sie als einen Kampf mit dem Raum, mit der Fremdheit und deren Eroberung beschreiben. Der Raum ist nach Hajdús Auffassung Schau und Kampfplatz von „Außen“ und „Innen“ er wird uns nur dann vertraut, wenn wir mit Geist und Seele dafür kämpfen. Dies schreibt Kunsthistoriker Csaba Sík über Hajdú.

Die Werke von Hajdú befinden sich in verschiedenen öffentlichen und Privatsammlungen von Südkorea bis Italien, von Ungarn bis Deutschland. Auch in Deutschland hatte er schon zahlreiche Einzelausstellungen, die nicht zuletzt durch Kontakte zu Künstlerkollegen zustandekamen.

So ein Künstlerkollege, oder besser, Künstlerfreund ist Gerard Krimmel. Geboren wurde er 1944 in Straßburg, einem Schnittpunkt französischer und deutscher Zivilisation. Er studierte von 1966 – 71 an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste Stuttgart.

Die beiden Künstlerfreunde lernten sich 1989 anlässlich eines vom

Kunstverein Böblingen initiierten Künstleraustausches in Sankt Andrä kennen. Weitere Begegnungen folgten. Viele wertvolle künstlerische und menschliche Begegnungen prägten und vertieften ihre Freundschaft. Hajdú konnte in Stuttgart seine Arbeiten präsentieren, die Einführung von Gerard Krimmel wurde ins Ungarische übersetzt und erschien als Artikel in der angesehenen Kunstzeitung Művészet. Die Familien kamen sich durch Gespräche und gemeinsame Arbeitsaufenthalte in Sankt Andrä und am Velencee-See näher, dessen Stille und Abgeschiedenheit die beiden besonders schätzen. Erfahrungen, Einschätzungen und Beobachtungen über politische Entwicklungen und gesellschaftliche Strukturen wurden ausgetauscht, soziale Bedingungen und individuelle Verhaltensweisen beleuchtet. Die Ausstellung von Margit Czakó (eine herausragende Textilkünstlerin Ungarns) und László Hajdú sowie Linda und Gerard Krimmel im Juni/Juli 2000 in der galerie contact (auch ein bezeichnender Name) in Böblingen bekräftigte auf der persönlichen Ebene den Dialog künstlerischer Ausdrucksweisen. Die Initiative wirkte auch in die Zukunft, hat Früchte getragen, wie man im Katalog zu der damaligen Ausstellung nachlesen kann.

Eröffnungsrede von Beáta Hajdú



Ich bin in einer etwas eigenartigen, sowohl leichten als schwierigen Lage, da einer der Künstler mein Vater ist, dessen Arbeit ich seit meiner Kindheit kenne.

Der Künstlerfreund ist Gerard Krimmel, mit ihm hält diese Freundschaft seit über zehn Jahren an. Er hat an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart studiert und war dort später Kunstlehrer, wo ich selbst auch studiert habe.

Gerard Krimmel und mein Vater haben sich in Sankt Andrä/Szentendre, bei einer Ausstellung kennengelernt, die im Rahmen eines vom Böblinger Kunstverein initiierten Ausstellungsaustausches stattfand. Seitdem haben viele wertvolle menschliche und kulturelle Begegnungen ihre Freundschaft vertieft.

Ich denke, der Grund ist vielleicht ein wenig das ähnliche Schicksal, das ihnen die Geschichte des 20. Jahrhunderts zugeteilt hat. Die Ähnlichkeit eines aus einer Doppelidentität stammenden Daseins, die französisch-deutsche, bzw. ungarisch-deutsche Abstammung, das Erleben eines Minderheitendaseins, die damit verbundenen Schwierigkeiten und die daraus resultierende Öffnung der Sichtweisen und das starke Europabewußtsein. Das alles ist sicherlich beiden gemeinsam und dürfte wesentlich zur Entwicklung der künstlerischen Ansichten beider beigetragen haben.

Daneben gibt es eine weitere Quelle ihrer Sichtweisen, die zu gegenseitiger Sympathie führte: es ist die naturnahe Lebensweise, der Wunsch nach Harmonie mit der Natur. Ich kann ihre Abenteuerlust und die Seefahrten erwähnen, da beide, unabhängig voneinander, mehrere Segelbootfahrten auf dem Mittelmeer mitgemacht haben, und auch ihre gemeinsamen Angeltouren sind nicht nur als Zeitvertreib zu verstehen. Hinter all diesen Unternehmungen steht in erster Linie die Sehnsucht nach der noch unverdorbenen Natur, die Sehnsucht nach einer stärkeren Nähe zu unseren natürlichen Lebensgrundlagen.

Ich glaube, am Velencee-See, dieser abenteuerlichen, mit Schilf durchwachsenen Seenlandschaft, diesem Wasserlabyrinth, von dem vier Fünftel der Fläche eines der größten Vogelreservate Ungarns ist, war bei ihren Angeltouren hier neben dem Fischfang für die beiden die Landschaft von großer Wichtigkeit, die Ruhe, die zu vertieften Gesprächen, zum Gedankenaustausch inspirierte. Für die beiden – weil sie eben Künstler sind – ist das alles mehr als Zeitvertreib: Das hier am Velencee-See Erlebte ist berufliches Quellenmaterial, was sich im philosophischen Hintergrund ihres Lebenswerkes widerspiegelt.

Im Mittelpunkt dieser Kunstphilosophie steht die mit sozialer Empathie gewonnene Nähe zum Menschen. Unabhängig von Stilen, von kunstästhetischen Kategorien, unabhängig von jenem zweitrangigen Aspekt, ob etwas figürlich, abstrakt oder nonfigurativ ist – gemeinsam in der Kunst von Beiden ist die Besorgtheit um den Menschen, um die Natur! Die Gesellschaft entfernt sich immer mehr von ihrer natürlichen Welt, die Geldmacht wirtschaftet verantwortungslos mit den von der Erde geliehenen Energiequellen und den Menschen ernährenden Gütern.

So wird es vor diesem Hintergrund verständlich, daß in der Kunst von Gerard Krimmel die zahlreichen Bestrebungen nach der Humanisierung unserer Umgebung eine wesentliche Rolle spielen. Projekte

(Fortsetzung auf Seite 12)

Früchte einer Künstlerfreundschaft

(Fortsetzung auf Seite 11)

für die Rehabilitation verschmutzter, ausgebrannter Landschaften, mit Landschaftsplanung zusammenhängende Programme, z. B. die im Rahmen der Moosbacher Landesgartenschau angefertigte „Jugendstraße“, oder Farbkonzepte für Gebäude, Lichtkonzepte von öffentlichen Plätzen oder die Gestaltung von Mahnmalen.

Diese Weltanschauung ist im Hintergrund auch der hier ausgestellten Bilder spürbar. Auf diesen Acrylbildern und überarbeiteten Materialdrucken thematisiert er den menschlichen Körper. Er betont die bestimmende Rolle der individuellen Merkmale gegenüber dem Seriellen. Durch Überlagerungen und Veränderungen werden einzelne Figuren betont, individuelle Merkmale kennzeichnen ihre Erscheinungsform. Ich kann nicht unerwähnt lassen, wie oft man zur Zeit über das Klonen hört und liest. Es geht hier um nichts anderes, als um

die ständige Besorgtheit der Künstler wegen der fragwürdigen Erscheinungen ihrer Zeit. Manche formulieren so: Die Kunst ist berufen, das Gewissen der Menschheit zu vertreten.

Hinter den neuesten Arbeiten von meinem Vater steht trotz ihrer Abstraktheit eine ähnliche Gedankenwelt. Er ist unbeirrt auf der Suche nach bildlichen Metaphern, die die Situation des Menschen in der Welt, den Sinn seines Daseins darstellen. Das in den Bildern zum Ausdruck gebrachte Maß, die Zurückhaltung, das mit wenigen, aber genügend Mitteln gemalte Werk als solches ist das Ziel, das jeder verantwortungslosen Verschwendung gegenübergestellt werden kann. Dieses bewußt erklärte Programm steht der Arte Povera sehr nahe und schlägt eine deutliche Brücke zur Minimalart.

Diese neuesten Bilder sind nach einer Rom-Studienreise entstanden, die ein Stipendium ermöglicht hat. Die Bilder bauen sich typischer-

weise aus wenigen, aber wichtigen, dominierenden Motiven auf. Das für Rom so charakteristische Bogenmotiv, aus seiner ursprünglichen Funktion in der Welt in einen Ausstellungsraum versetzt, erhält eine neue Bedeutung. Es weist auf die Grundkonstruktion der den Menschen seit 3000 Jahren begleitenden architektonischen Räume hin, die kennzeichnend waren sowohl für höhlenartige Katakomben als auch für Paläste, es kann aber auch das kosmische Raumgefühl des modernen Menschen ausdrücken.

Das Motiv der senkrechten und bogenartig geformten Linienstrukturen verbindet das Endliche mit dem Unendlichen, die Erde mit dem Himmel. In einer anderen Dimension assoziieren sie in unserer Vorstellung einen schützenden, Geborgenheit spendenden oder einen sich öffnenden, zur Unendlichkeit gedehnten Raum.

Mein Vater meint, daß der Maler nicht ganz das malt, was er möchte.

Das Bild wird aus einer außerhalb vom Maler existierenden Quelle gespeist. Wir könnten es auch so sagen: Der Künstler ist kein Star, sondern ein Medium, durch das sich aber ein höherer Wille erklärt. Er erfüllt eine Vermittlerrolle, als Teil eines jahrtausendealten Prozesses.

Die herausragenden Kunstwerke waren in irgendeiner Bedeutung immer sakrale Gegenstände und haben zur Meditation, zur Selbstanalyse aufgefordert. Wenn diese Aufforderung fehlt, dann sind sie nur Dekorationsgegenstände. Das zentrale Problem der Malerei ist der Raum, wo sich an der Grenze zwischen Endlichem und Unendlichem das große Drama des menschlichen Bewußtseins abspielt.

Ich denke, daß Gerard Kimmel und mein Vater das ähnlich sehen. Diese gemeinsame Ausstellung der beiden hier im Ungarischen Kulturinstitut zeigt auch, wie wichtig die über die Grenzen reichenden spirituellen Kontakte sind.

Ist die Gegenwart der Eklektizismus der Vergangenheit und der Zukunft

Der Publizist László Fábrián eröffnete am 4. März 2005 im Haus der Ungarndeutschen in Budapest die Ausstellung von Géza Szily. Wir veröffentlichen die Eröffnungsrede.

Die Art Malerei, die Géza Szily pflegt, kann man aus zweierlei Grundstellungen heraus machen. Die eine ist der Zustand der heiligen Unberührtheit, der Unwissenheit, der geistigen Unverantwortlichkeit, der in allen Phasen vom Zufall beherrscht wird: Es ergeben sich verschiedene Resultate, welche sich aber sehr schnell im Dilettantismus entlarven. Die andere setzt voraus und verlangt die vollkommene Ausrüstung, die gründlichen Kenntnisse des Wesens des Faches sowie der bildenden Kunst, auch die Kenntnis des Zeitgeistes, den sicheren Geschmack; in diesem Fall – selbstverständlich – gibt es nichts zu enthüllen. Es versteht sich von selbst, daß Szily letztere Kategorie verkörpert; vielleicht ist es unpassend, in seinem Lebensalter von fachlicher Überlegenheit zu sprechen, er könnte es als Beleidigung empfinden, etwas will ich aber trotzdem riskieren: Seine Eleganz verzaubert mich.

Wie ist diese Malerei?

Wenn ich sie mit einem Wort definiere, dann steckt immer noch die Möglichkeit des Mißverständnisses darin, denn dieses Wort kann Eklektizismus heißen. Wenn ich als Ideenverknüpfung daneben stelle, daß die Schönheit unserer geliebten Hauptstadt durch ihren baulichen Eklektizismus geprägt wird, weil

eben das ihr Stil ist, dann kann diese Qualifikation keineswegs als negativ empfunden werden, weil ich von einer überaus schweren Aufgabe, vom einheitlichen Stil mindestens dreier Annäherungen, spreche, vom einmaligen und individuellen Szily-Stil, welcher die darstellende Tradition nicht scheut (figurativ), gleichfalls nicht die abstrakten Formen (nicht einmal die Geometrie), von seinem Interesse an Ornamenten nicht zu schweigen. Diese waren zuletzt – in ihrer Geistigkeit – im reifen Mittelalter, und noch mehr an dessen Ende (vorübergehend in der Renaissance) in Mode, nicht einmal so eine Größe wie Giotto hat sich dagegen gesträubt. Im Falle von Szily könnte ich – natürlich – dies auch als die Berührung mit der Postmoderne aufwerfen, denn gerade die Postmoderne hat den sogenannten „Groß-Eklektizismus“ verkündet, welcher in gewissem Sinne auch mit der figurativen Synthese der klassischen Avantgarde experimentierte – in den wenigsten Fällen mit Erfolg. Ich sehe es aber so: Unseren Maler interessiert das postmoderne Programm am wenigsten, seine abenteuerliche Natur gibt sich mit so simplen Tricks nicht zufrieden. Wenn es einmal irgendeinen, mit der nötigen Neugierde gesegneten, Interessierten gibt, der wird sicherlich anfangen – im Besitz der nötigen Kenntnisse – sich dieser Malerei in ihrem Inhalt, doch wenigstens in ihrem inhaltlichen Interesse anzunähern. Er wird unweigerlich irgendwo in der Gegend der Tiefenpsychologie

ankommen, sogar in jener mit dem Namen Jung gezeichneten Variante, wo die Symbolik der Urbilder, der Archetypen, die Hauptrolle spielt. Es könnte eigentlich der Eklektizismus der

oben erwähnten drei Stilrichtungen daraus abgeleitet werden, denn – ich wiederhole – wir haben einen Maler vor uns, der genau weiß, was er tut. Genau wie Jung in seinen Untersuchungen ebenfalls auf derartige Dreierheit der Symbole trifft, begegnet Szily psychischen Aufschichtungen, in seinem Fall arrangieren sich aus diesen Aufschichtungen die jederzeit sorgfältig durchdachten, malerisch einwandfrei kultivierten Bildflächen.

Ist das also wirklich Eklektizismus?

Ja und nein. Szilys Malerei zeigt sich zweifelsohne als Stilmischung, es ist aber viel wichtiger zu erkennen, als ob der Schöpfer einen Kampf um das neuerliche Ganzsehen und das Ganzsehenlassen der in Scherben zerbrochenen Welt (dies wären die Worte von Kafka) austragen würde. Wie wenn er das Ganze nicht in den Scherbensplittern suchte, sondern sich vielmehr um das Zusammenfügen der Scherbenteile bemüht. Vielleicht ist das ein etwas donquichottesches Unterfangen,



die Heldenhaftigkeit, die Grandezza wollen wir ihm jedoch nicht absprechen. Was aber noch wichtiger ist: die Großartigkeit seiner Leistung. Ich weiß genau, was es bedeutet, einsam in einem geistigen Abenteuer zu sein, deswegen spreche ich derart befangen über Géza Szilys Kunst. In einer Welt, in welcher die Vertiefung und das ethisch fachliche Denken als lachhafte „Große Erzählungen“ durch den Rost der wechselnden Mode gefallen sind, sind diese Werte nahezu unerkennbar.

Unzeitgemäß.

Aber im Sinne von Nietzsche, welcher von sich selber ahnte, daß er unzeitgemäß sei, doch erst dann genau formuliert hätte, wenn er ungegenwartsgemäß gesagt hätte. Wir sahen nämlich, die Geschichte ist offen gegenüber der Vergangenheit, nach meinen Erwartungen mindestens genauso in Richtung Zukunft. Ich muß aufgrund des Gesagten die Frage aufwerfen: Ist es möglich, daß die Gegenwart der Eklektizismus der Vergangenheit und der Zukunft ist?

Die Bilder des Ákos Matzon

Eine Ausstellung mit Werken von Ákos Matzon wurde am 23. März 2005 im Technischen Park von Karlsruhe (Deutschland) gezeigt. Wir veröffentlichen die Einführung des Geschäftsführers der Donauschwäbischen Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg, Eugen Christ (Foto).

Die Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg hatte vor einigen Jahren beschlossen, in Zusammenarbeit mit dem Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstlern und dem Kulturinstitut der Republik Ungarn ungarndeutschen Künstler die Möglichkeit zu geben, sich in Deutschland vorzustellen. So haben wir vor zwei Jahren auch Ákos Matzon „entdeckt“.

Nicht aus der Luft gegriffen ist die rhetorische Frage, eigentlich der Titel eines Essays des Kunsthistorikers Gábor Ébli „Budapest: Wieder künstlerische Drehscheibe Europas?“ Die Antwort ist eindeutig: JA! Denn Kunst und Künstler gehören zur vielfältigen Visitenkarte Ungarns implizit der Weltstadt Budapest. Es ist bereits ein Axiom, daß viele ungarndeutsche Künstler, unter ihnen auch Ákos Matzon, zur Elite der Künstlergemeinde Ungarns gehören. Sie haben den begründeten Anspruch, auch auf europäischer Ebene bekannt und anerkannt zu werden. Diesem Gedanken gebührt auch diese Ausstellung.

Ich hatte des öfteren die Freude, das Werk des Ákos Matzon vorzustellen. Ich habe mir jedes Mal vorgenommen, nicht mit dem gleichen Satz anzufangen. Doch es geht nicht anders, als ihn immer wieder zu verwenden. Er bietet sich dermaßen, fast ideal für die Einführung in Matzons Kunst an, daß ich auch heute, hier und jetzt, auf ihn nicht verzichten werde.

Ákos Matzon: „Ez nem festő!“, auf deutsch: „Das ist kein Maler!“ Auf den ersten Blick ein ziemlich zerschmetterndes Urteil eines bekannten Zunftkollegen mit strengem Anspruch auf das „saubere“ Metier. Es hört sich aber allein auf den ersten Blick böse und schockierend an. Denn es entspringt allein einem allgemein obsoleten Vorurteil. Das soll heißen, daß alles, was als „Bild“ definiert, grundsätzlich als Werk eines „Malers“ betrachtet wird. Es geht aber in erster Linie um Kunst, der einen Form sinnhafter Auseinandersetzung mit irgendeinem mehr oder weniger komplexen Medium. Allein an einer untergeordneten Stelle stellt sich die Frage, auf welchem Wege der künstlerische Ausdruck zustande kommt, als was und wie sich der Künstler artikuliert. Das gilt insbesondere heute, in Zeiten, in denen alles sein kann und darf, in denen die intermedialen



Möglichkeiten schon lange starre Raster, das verbindliche Ein- und Zuordnen bewußt, sogar absichtlich meiden. So spielt es heute überhaupt keine Rolle, ob Ákos Matzon Maler ist oder nicht. Viel wichtiger ist die unumstrittene Tatsache, daß Ákos Matzon eine künstlerische Persönlichkeit ist und bleibt.

Betrachten wir die Werke von Ákos Matzon, so hat man bereits auf den ersten Blick den Eindruck, unmittelbar mit einem Architekten zu tun zu haben. Und der erste Eindruck täuscht nicht: Architektur ist eigentlich Matzons erlernter Beruf. So hatte der Künstler als Quereinsteiger schon mit einem zweiten Vorurteil zu kämpfen. Das hat er, wie er selbst sagt, auch immer wieder zu spüren bekommen. Auch das spielt heute, hier und jetzt, überhaupt keine Rolle. Denn wir schätzen gerade diese Fähigkeit, eingefahrene, sogar verfahrenene Bahnen zu brechen. Wir freuen uns, das Werk eines Ästheten der Perfektion mit ausgeprägtem Gespür für das Wesentliche, egal ob sich das Wesentliche auf einen räumlichen, graphischen oder farblichen Ausdruck bezieht, genießen zu dürfen.

An den Architekten, der seine Berufung im künstlerischen Ausdruck gefunden hat, knüpfen seine Werke immer wieder an: Ein Reiß-

brett in zahlreichen Variationen mit Zeichenwinkel, Winkellineal, Handreißschiene und Schablonen bzw. das Modell irgendeines Baukomplexes in Draufsicht. Andere Bilder erinnern an Querschieferstrukturen in Seitensicht. So werden die konsequente Auseinandersetzung mit geometrischen Formen der Ebene und den daraus abgeleiteten Reliefstrukturen, vor allem aber die immer wiederkehrende Schiefe zum Markenzeichen des Künstlers. Seine Werke sind von „astrein“ gezogenen, „sauberen“ Linien, einfachen, „glasklaren“ Verhältnissen gekennzeichnet. Die geometrischen Formen reduzieren sich auf das Wesentliche und lassen mit minimalem Aufwand eine sehr empfindliche, nicht zu überbietende Harmonie entstehen. Jedes Werk spricht nicht aus, es deutet auch nicht, es deutet nur an. Oft sind es nicht mehr als „lyrische“ Entwürfe, eine zur Hälfte ausgesprochene Mitteilung, schwebende, skizzenhaft angedeutete Körper im Raum, offen und trotzdem künstlerisch vollendet. Kein Strich zu viel, kein Punkt zu wenig. Die geringste Änderung, der kleinste Zusatz könnten den Zusammenhalt zerstören. Alles gerade soviel, wieviel die Essenz gerade nötig hat, um relevant zu werden.

Betrachten wir Ákos Matzon als Maler, so stellt sich die Frage nach der chromatischen Artikulation seiner Bilder. Der Künstler bleibt sich seiner ästhetischen Idee auch diesbezüglich treu. Alles ist auf das Wesentliche und Notwendigste reduziert, eine klare Harmonie und eindeutige Botschaft. Kein Farbrausch, keine Spekulationen, kein unnötiges Modulieren oder „Phantasieren“. Alles bleibt bodenständig, fast sachlich, unmißverständlich. Geordnete, weiße Reliefstrukturen ermöglichen ihm ein gekonntes Spiel von Licht und Schatten in zahlreichen Modulationen von Weiß. Der Künstler beweist sich als Meister. Er nutzt mit Raffinesse das Relief bzw. graphische Elemente,

um sowohl das „saubere“ Nebeneinander von Weiß oder Schwarz und Farbe als auch den simultanen Kontrast einzelner Farben bzw. Farbvariationen in genau definierten Strukturen unauffällig zur Geltung zu bringen. Und das, ohne daß größere Weiß-, Schwarz- oder Farbflächen das sensible Verhältnis graphischer Zusammenhänge und geordneter Strukturen übertönen. Kein symphonischer Tumult, sondern Kammermusik. So laufen Matzons Werke auch nie Gefahr, irgendeiner Leere zu unterliegen. Denn sie tragen in sich Kraft und Substanz: sensible, ausgewogene Wahlverwandtschaften aliquoter Elemente und chromatischer Verhältnisse, die aus ihrer Beschaffenheit heraus nie die Wucht kennen können. Geordnet verspielte Flächen und Linien oder ein kontrastierender „Tupfer“ leuchtender Farbe lassen trotz graphischer Rigorosität Wärme und Poesie entfalten.

Und irgendwo im Verborgenen lauert der Traum des Künstlers. Es ist keine Märchenwelt, sondern die Faszination dessen, was einen Maler immer wieder beflügelt: das Licht und seine Möglichkeiten. Ein vielleicht merkwürdiger Gedanke, der dem schöpferischen Künstler, wie er selbst sagt, keine Ruhe gewährt: das Licht von hinten. So befindet sich Matzon auf der Suche, dieses Licht zum Ausdruck zu bringen. Feindurchsagte Flächen, oft ein Spiegel hinter den Bildern und die Hoffnung, eines Tages es auch finden und „erfassen“ zu können.

Matzons Werke „verlieren“ sich nicht. Es ist immer so, daß jedes Bild einen unmißverständlichen Bezugspunkt graphischer oder chromatischer Natur kennt. Diesem Punkt, der mit zentripetaler Kraft das Ganze zusammenhält, es definiert und dem Bild seine „Persönlichkeit“ mitverleiht, gebührt der gesamte Aufbau. Andererseits strukturiert fast immer die bzw. eine Diagonale – das, was oft als „Schiefe“ immer wieder im Zusammenhang mit seinen Bildern erwähnt wird – die Fläche. Es ist jedoch nicht immer so, daß es um die eine Diagonale des Bildes geht. Es sind auch schräge Linien, „zufällige“ oder „rahmenfremde“ Diagonalen, die kollaterale, tangential oder überlappte Rahmen bzw. Flächen suggerieren. Nicht selten werden diese nicht nur angedeutet, sondern auch graphisch oder chromatisch dargestellt und von der Hauptfläche leicht hervorgehoben. Nichts wird dem Zufall überlassen, das Zufällige selbst ist gekonnte Absicht. Denn der Zufall ergibt sich allein durch eine nicht unmittelbare, durch eine „abgelenkte“ oder unauffällige Kausalität einer bestimmten Ordnung.

Der Künstler sucht und versucht.

(Fortsetzung auf Seite 14)



Ákos Matzon in der Ausstellung

Ákos Matzon läuft jedoch nie Gefahr, sein eigener Manierist zu werden. Er findet immer wieder neue Wege, seine künstlerische Persönlichkeit als „Markenzeichen“ zu präsentieren. Großzügige Flächen behaupten sich im graphischen und chromatischen Zusammenhang. Die somit entstandenen Strukturen setzen sich fließend aus dem einen ins andere Bild fort. Es entstehen „Serien“ von Bildern, die entweder sequentiell linear oder nach einem rechtwinkligen Koordinatensystem zu Vierergruppen ihren Zusammenhalt finden. Sie unterliegen einer linearen, kreis- oder spiralförmigen Logik gestalterischen Werdens und harmonischer Integration. Sie

Die Bilder des Ákos Matzon

„wachsen“ und fügen sich zu Rhythmen graphischen oder chromatischen Ausdrucks im abgestuften Crescendo vom Einfachen zum Komplexen zusammen. Andererseits deutet der Künstler auch das Gegenteil an, ein Decrescendo, eine stufenartige Entflechtung, oft eine galaxienartige Auflösung des Zusammenhanges graphischer und farblicher Elemente. Alles geschieht jedoch selbstverständlich, als natürlicher Prozeß ohne irgendein Zeichen des Forcierens. Und immer wieder die räumliche Illusion: fein gezogene Linien, Bahnen, graphische Andeutungen und Projektionen. Sie erinnern an Zeitdiagramme

und Aufenthaltsmöglichkeiten, dem verspielten, aber immer geordneten „Tanz“ subatomarer Teilchen, in verschiedenen, unter Umständen entgegengesetzten „Zeit- bzw. Raumzeitrichtungen“.

Diese Einführung soll nicht mehr als eine subjektive, unverbindliche Empfehlung zum Betrachten einiger Bilder aus dem Werke des Ákos Matzon sein. Ich weiß nicht, ob diese Einführung auch dazu beitragen wird, daß Sie Ákos Matzons Werk besser verstehen. „Verstehen“ ist auch das falsche Wort, eine falsche Vorstellung, mit der man oft Kunst angeht. Denn Kunst ist allein ein sinnhaftes Angebot zur sin-

nenhaften Annahme. Und diese Annahme ist immer subjektiv. Genauso wie die Erwartung, das ästhetische Vorurteil, mit dem Kunstwerke angegangen werden. Ist es Ihnen jedoch gelungen, den schöpferischen Prozeß und seine Logik nachzuvollziehen, dann haben meine Worte ihr Ziel erreicht. Ist das künstlerische Angebot in Resonanz mit Ihren Vorstellungen gekommen und hat Ihr Interesse geweckt, dann haben Matzons Bilder ihren Sinn erfüllt. Denn, wie der amerikanische Künstler Eddy Breen irgendwann sagte, es gibt weder schlechte noch gute Kunst, es gibt allein Kunst, die interessiert, und Kunst, die nicht interessiert.

Eine reiche Laufbahn, die lange fortgesetzt werden soll

Das bisherige Lebenswerk des heuer 60jährigen Bildhauers Tibor Budahelyi wurde in der Csepel Galéria gewürdigt. Bei der Eröffnung am 10. März 2005 sprach die Kunsthistorikerin Brigitta Muladi. Wir veröffentlichen die Eröffnungsrede.

Kaum ein paar Monate zuvor war ich Tibor Budahelyis Arbeiten zum ersten Mal begegnet. Das Wunder war geschehen, um dessentwillen es sich für einen Künstler zu arbeiten lohnt: Er löste mit seinen Werken ein exzeptionelles Erlebnis aus. Im Leben eines Künstlers gibt es wenige solcher besonderen Jubiläen, daher gestatte ich mir diesen pathetischen Ton, denn ich habe durchaus die Absicht zu lobpreisen.

Woraus sich dieses Erlebnis im Einzelnen zusammensetzte, das ist bereits eine streng fachliche Frage. Tibor Budahelyis Arbeiten sind sehr individuell, seine Werke haben ein spezifisches, augenblicklich wahrnehmbares, ästhetisches System, welches am schwierigsten zu verwirklichen ist. Dieses kristallklare, ästhetische System ist nur mit strenger, disziplinierter Arbeit einzuhalten.

Vor mir haben schon mehrere zum Ausdruck gebracht, unter anderen Tibor Wehner, Júlia N. Mészáros, Gábor Kozák, wie Budahelyis Arbeiten die klare Logik des Konstruktivismus, seine harten Linien, seine gleichmäßigen Oberflächen mit den organischen Formen, mit der groben, natürlich wirkenden Stofflichkeit verschmelzen. Wie seine Objekte, seine Medaillen anthropologisieren. Wie sie sich nämlich zu etwas verwandeln, das menschliche Beziehungen ausdrückt. Wie sie „lebendig“ werden. Wie kalte Metalle und feingeschliffene Holzoberflächen Gefühle auslösen.

In Schriften ist dargelegt, wie Tibor Budahelyi zum Bildhauer wurde: Durch die Freundschaft mit Tibor Csiky, später durch den Einfluß von István Nádler und Imre Bak, wie er dann seinen individuellen, mehrere Kunstrichtungen übergreifenden Stil entwickelte, er zuerst in Gestalt von Zeichnungen, Kupferstichen und Lithographien seine ursprünglichen Vorstellungen verwirklichte. In seinen graphischen Frühwerken drückte er Gesellschaftskritik dadurch aus, daß er die in seinem ehemaligen Beruf benutz-

ten Maschinenteile, Schrauben, Kugellager und Zahnräder die Hauptrolle spielen ließ. Für mich drückt sich in der beschränkten Dynamik der Maschinenelemente die handlungsbehinderte Philosophie des Staatsbürgers aus. Die verbogenen Zahnräder schaffen schon die nächste Drehung nicht mehr, der Apparat bleibt stehen, ist in dieser Konstruktion nicht funktionsfähig, seine Bewegung gerät ins Stocken. Das Kennzeichen eines guten Kunstwerks, die Spannung, welche die Aufmerksamkeit des Betrachters fesselt, verwirklicht sich maximal in diesen graphischen Blättern, in seinen Objekten. Ich möchte anmerken, daß seine Aussage leider auch heute noch Gültigkeit besitzt.

Budahelyi formte mit seinen Ansichten nicht nur die traditionellen bildhauerischen Kunstgattungen um, sondern brachte neue hervor. Ich denke hier an die Medaillen, um die Dimension der Musik bereichert, welche die Musikalität des Künstlers und seine Energien in der gegenständlichen Gestaltung vereinen.

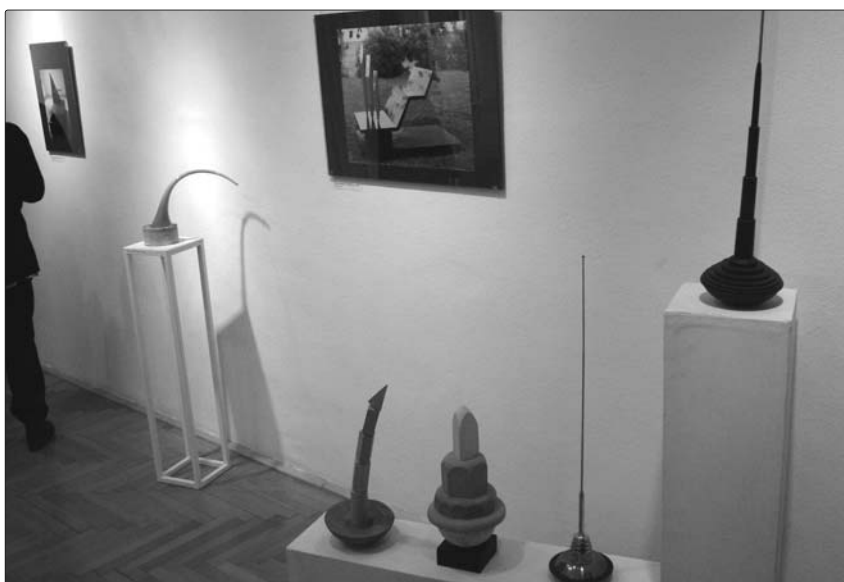
Seine außergewöhnliche Kreativität aktivierte er auch in seinen Aktionen und Performanzen, den-

noch verwirklichte er sie am prägnantesten in seinen Methoden der Materialbearbeitung. Wie neben der extrem fein geschliffenen und polierten Oberfläche das verletzte, angefressene, grobe Innere erscheint, das die Aussage seiner Werke in philosophische Höhen erhebt.

Es lohnt sich, diesen fast unmöglich scheinenden Wirkungsmechanismus bewußt zu erfahren, seine weiche Lyrik, die seine anthropomorphen Kleinplastiken auf den Betrachter ausstrahlen, entgegen ihrer kalten, metallischen Beschaffenheit und ihrer hart bearbeiteten Kanten.

Auch der Transformation der Tradition in ihrem Formsystem nahm er sich an, denn die gewohnte weiche, runde Form der Medaillen ersetzte voll und ganz das Dreieck. Damit schuf er seine eigene künstlerische Visitenkarte, jegliches Pathos und Eigenreklame beiseite lassend.

Diese Ausstellung wird vervollständigt durch Dokumente und ein Buch über die Medaillen, das zu diesem Anlaß erschienen ist. Es gibt einen Querschnitt durch Tibor Budahelyis bisherige, reiche Laufbahn, die nicht zu Ende gehen, sondern noch lange fortgesetzt werden soll.



Ein Abenteurer der Freiheit

Kurz nach seinem 70. Geburtstag stellte der in Schoroktschar geborene und in Berlin lebende Künstler Antal Lux seine Werke unter dem Titel „Identität“ im Budapester Haus der Ungarndeutschen aus. In die Ausstellung führte László Fábián ein.

Dieser Titel scheint einen leicht pejorativen Beigeschmack zu haben, und diesen Eindruck versuche ich im folgenden aufzulösen, ja geradezu ins Gegenteil umzuwandeln. Ich möchte gleich klarstellen, daß von den mir bekannten ungarischen bildenden Künstlern mich hauptsächlich das Lebenswerk, das Vorbild von Antal Lux dazu veranlaßt, die Antwort auf die ungemein komplizierte Frage „Was ist Kunst?“ so zu formulieren, daß sie irgendeinen schöpferischen Freiheitsgrad darstellt, welcher im Selbstausdruck die allgemeinen (menschlichen?) Aussagen auf so eine Art zusammenschmiedet, daß er die letzteren nicht nur legalisiert, sondern auch persönlich garantiert. Wenn aber dies eine der möglichen Definitionen der Kunst ist, dann ist die jeweilige Sicherung des erwähnten Freiheitsgrades auf höchstem Niveau die logische Folge davon: Freiheit von allen solchen Fakten, die das kleinste Hindernis bedeuten könnten; Ideologien, externe Aufträge, Klientel, Moden, Kunsthandel (und wie!), die alle würden – aus diesem Aspekt – die Beeinträchtigung des künstlerischen Stils bedeuten, noch mehr, auch die gegebenenfalls entstandenen eigenen Dogmen, und wir wären bereits bei der Frage des möglichen Abenteuertums gelandet: Ist es gebührend, schon erreichte, herauskristalisierte Erfolge zu verlassen und sich auf neue Abenteuer einzulassen, um etwaige neue Gebiete zu erobern? Meine Antwort darauf ist – zusammen mit Antal



Lux: Es ist seine zwingende Pflicht, weil er sonst im Akademismus steckenbleibt, auch wenn es ein noch so privater Akademismus ist. Das heißt: im Gebrauch des Wortes Abenteurer weiche ich diesmal vom Gewohnten ab. Ich qualifiziere damit den viel riskierenden, forschenden Künstler, welcher sich unmöglich auf seinen Lorbeeren ausruhen kann – ihren verwelkenden Charakter spürend: das Immergrün der Lorbeeren ist nicht mehr als abgenützte Metapher. Unser Maler (und schon mit dieser Qualifikation hat man Probleme, denn Lux ist mindestens ebenso Graphiker, Bildhauer, Filmemacher, Fotograf, Video-Künstler, Computer-Anwender, Performance-Künstler wie Maler) kann also in die lockere Kategorie der experimentierenden Künstler eingereiht werden, was in Wirklichkeit keine große Ehre ist, denn von einem wirklichen Künstler kann die Empfänglichkeit für Experimente als Minimum erwartet werden. Viel wichtiger ist es, daß er ausgereifte Resultate für neue Möglichkeiten hinterläßt, was so etwas wie das Depot bei gewissen Formen

des Kredites ist: es kann leicht verlorengelassen, wenn die Tilgung nicht erfolgt. Falls ich diesen überaus prosaischen Vergleich fortsetze, muß ich wieder logisch (vom Kredit) zum Problem der Kreditwürdigkeit kommen, denn das wäre der Schlüssel zur Garantie; nun betrachten wir den Abenteurer im allgemeinen als unglaubwürdig, und wir könnten den Abenteurer der Freiheit eigentlich als Ritter der Ungebundenheit abschreiben. Aber ich muß erneut betonen, den Ausdruck habe ich bis jetzt auch nicht in diesem Sinne gebraucht; schon deswegen nicht, weil Lux sogar zweierlei Glaubwürdigkeiten neben seinem erwähnten „Abenteuertum“ aufführt: einerseits die Glaubwürdigkeit seines persönlichen Lebensweges, andererseits die Glaubwürdigkeit der künstlerischen Laufbahn innerhalb des gewissen Freiheitsgrades. Und es soll mir – obwohl wir im Modetrend der kunsttheoretischen Bestrebungen mit Vorliebe den Lebensweg von der schöpferischen Leistung trennen – erlaubt sein, in seinem Fall so zu formulieren, daß beide sich aufeinander kopieren, oder noch augenfälliger ist sein Bestreben, sie selbst immer mehr aufeinander zu kopieren.

Woran denke ich?

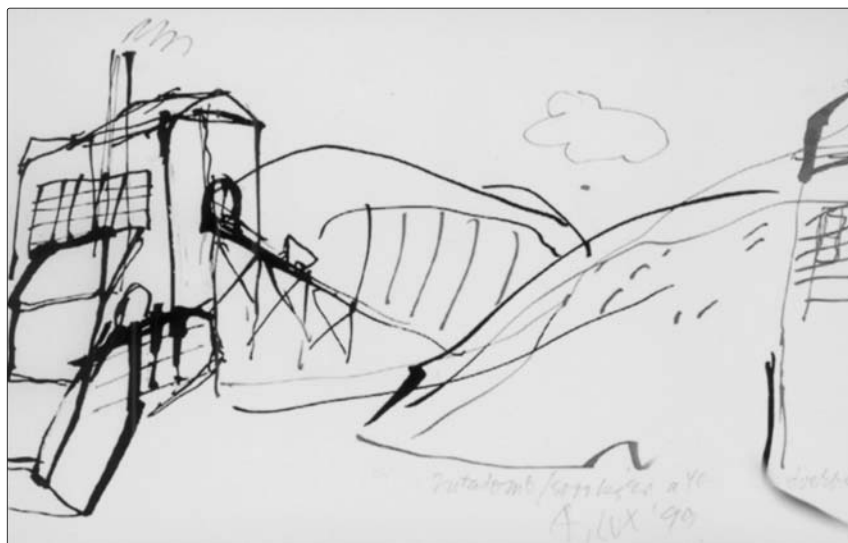
An die Frage der Identität, welche – nebenbei – auch die Grundfrage allerlei Abenteuertums ist. Daß heißt, wie sich der oben erwähnte Lebensweg und die künstlerische Laufbahn entsprechen. Oder einfacher: Wer bin ich (als Mensch in der Geschichte mit meiner einmaligen Anwesenheit), was ist meine künstlerische Leistung (in der geschichtlich-gesellschaftlichen Situation, in der sie zustandekam, ob sie für mich eine Verlängerung in Richtung Ewigkeit bedeutet)? Aber ich wiederhole, jetzt kann sogar der Raster von beidem aufeinander gelegt werden, damit sie eine gewisse Form (Formation) markant aufzeigen.

Das Wort Identität gebrauche ich auch nicht zufällig; denn sie ist die sichtbare Reflexion zahlreicher Lux-Werke, vielleicht könnte sie expressis verbis erscheinen; die Jugenderlebnisse haben ihn ein Leben lang beschäftigt: die 1956er

Ereignisse und deren für ihn einzig mögliche Folge: das Verlassen der Heimat; so die Teilnahme an den Kämpfen wie auch der Vorgang der Flucht, die wiederkehrenden Themen der (weichen oder harten) Diktatur des kommunistischen Regimes – primär – in seinen Filmen, Videoarbeiten, aber auch in anderen Kunstgattungen. Ich behaupte, besessen vom Aspekt der Freiheit können die Abenteuer der immer neueren Reflexionen, der Konzeptionen, des Neuüberdenkens allesamt darauf zurückgeführt werden. Deswegen konnte und wollte er nicht Wurzeln schlagen – ungeachtet des dazu wirklich viel Anregung bietenden Berlins, wo er seit Jahrzehnten lebt –, in kein einziger Stilrichtung: Pop, Geometrie, Konzept, Trance-Avantgarde, alles, was ihn auch berührte (nicht zu sprechen von Wandlung der Technik). Von allem nahm er das heraus, was für



Anton Lux: Idyll, 1999



Anton Lux: Juttberg in den 1940er Jahren, 1999

ihn aktualisierend war, damit er dann alles mit Zinsen zurückgibt (nicht wahr, Glaubwürdigkeit?) in der Form der persönlichen Modulation, welche wir in ihrer Gesamtheit das Lebenswerk von Lux nennen, und deren Summe wir im Falle eines 70jährigen Schaffenden mit ruhigem Gewissen, ohne Risiko annehmen können.

Es ist möglich, daß ich voreilig war. Dieser gewisse Freiheitsgrad ist nämlich bis heute das Wesentliche der künstlerischen Haltung, es ist kein Unglück, vielmehr ist es erfreulich, daß wir in der Rundheit seines Lebenswerkes nicht sicher sein können, denn er ist jederzeit bereit, „sich zu schütteln“ und zu neuen Abenteuern aufzubrechen – die Natur meines Abenteurers ist nun mal so...

Veröffentlichungen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler

Herausgegeben von Johann Schuth

Reihe Literatur

Band 1: Josef Michaelis: Sturmvolle Zeiten. Gedichte 1976-1990. Budapest 1992. 119 S. ISBN 963-04-2032-5 Preis: 500 Ft

Band 2: Valeria Koch: Wandlung. Gedichte. Budapest 1993. 75 S. ISBN 963-04-2338-3 ISSN 1216-6324 Preis: 200 Ft (Vergriffen)

Band 3: Josef Mikonya: Krähen auf dem Essigbaum. Erzählungen, Gedichte. Budapest 1994. 223 S. ISBN 963 04 3238 2 ISSN 1216-6324 (vergriffen)

Band 4: Stefan Raile: Dachträume. Erzählungen. Budapest 1996. 232 S. ISBN 963-8333-00-6 ISSN 1216-6324 Preis: 350 Ft

Band 5: Robert Becker: Faltertanz. Gedichte. Budapest 1997. 112 S. ISBN 963-8333-01-4 ISSN 1216-6324 Preis: 350 Ft

Band 6: Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. Budapest 1999. 232 S. ISBN 963-8333-04-9 ISSN 1216-6324 Preis: 500 Ft (vergriffen)

Band 7: Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse. Ausgewählte Werke. Budapest 2001. 240 S. ISBN 963-8333-05-7 ISSN 1216-6324 Preis: 940 Ft

Band 8: Josef Michaelis: Treibsand. Ausgewählte Texte. 1976 - 2001. Budapest 2004. 205 S. ISBN 963-8333-08-1 ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Band 9: Erkenntnisse 2000. Ungarndeutsche Anthologie. Budapest 2005. 214 S. ISBN 963-8333-11-1 ISSN 1216-6324 Preis: 980 Ft

Band 10: Literatur Literaturvermittlung Identität. Tagungsband. Budapest 2004. 143 S. ISBN 963-8333-12-X ISSN 1216-6324 Preis: 940 Ft

Reihe Kunst

Band 1: „Dort drunt an der Donau“. 22 Graphiken von Robert König und Texte zur Geschichte der Ungarndeutschen. Budapest 1996 Preis: 9000 Ft

Band 2: Josef Bartl: Zeichnungen. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 174 8 Preis: 800 Ft

Band 3: János Wagner: Arbeiten 1996 - 2002. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 283 3 Preis: 940 Ft

Band 4: Matzon Ákos NET (deutsch-ungarisch-englisch). Budapest 2005 ISBN 963 8333 09X ISSN 1216-6324 Preis 2000 Ft

Band 5: Antal Dechandt Katalog. Budapest 2005 ISBN 963 8333 10 3 HU- ISSN 1785-7465 Preis 800 Ft

VUdAK. Künstlersektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler. Budapest o. J. Preis: 500 Ft

Weitere Bücher:

Misch Ádám. Ein Künstlerportrait.	2480 Ft
Márnai-Mann: Hometskschichten.	300 Ft
Franz Sziebert: Unzuverlässig?	1500 Ft

Ins Ausland Preise auf Anfrage!

*

VUdAK - Verlag des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler
Budapest, Lendvay u. 22 II. H-1062
Tel.: +36 1) 302 67 84, +36 1) 302 68 77
Fax: +36 1) 354 06 93
E-Mail: neueztg@hu.inter.net
www.vudak.hu

Generationswechsel bei der Künstlergilde Esslingen

Die Künstlergilde mit ihrem Stammsitz in Esslingen ist den meisten Kunstschaffenden in Deutschland und darüber hinaus ein Begriff. Sie gilt bundesweit mit rund 550 Mitgliedern als die größte Künstlervereinigung und führt Kreative aus Literatur, Musik, Fotografie, Publizistik sowie Bildender Kunst zusammen.

Gegründet wurde die Künstlergilde nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs von KünstlerInnen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Ihr Ziel ist es, als kultureller Schrittmacher der Versöhnung zu dienen. Dieser Grundgedanke wurde mittlerweile in eine gesamteuropäische Perspektive übersetzt und somit hat sich die Künstlergilde als starke Fürsprecherin Europas etabliert.

Nach der bereits erfolgten EU-Osterweiterung lenkt die Vereinigung ihr Augenmerk von nun an besonders auf die südeuropäischen Staaten und bietet ihnen Unterstützung in den Bereichen Kunst und Kultur an. Folglich überrascht es wenig, daß heuer die alljährliche Versammlung der Künstlergilde Esslingen Anfang Mai in ihrem kulturellen Rahmenprogramm besonders die Kunstszene Kroatiens in den Mittelpunkt des Interesses rückte.

Der Blick der Künstlergilde nach vorn wird nicht nur von den deutschen Medien gewürdigt. Schließlich liegen beschwerliche Zeiten hinter der Vereinigung, nachdem ihr die Bundesregierung im Jahr 2000 sämtliche Fördermittel gestrichen hat. Das finanzielle Überleben verdankt die Künstlergemeinschaft, die ehemals elf Mitarbeiter beschäftigte, ihrem seit einer Dekade amtierenden Vorsitzenden Franz Peter Künzel und seiner engsten Mitarbeiterin, der Geschäftsführerin Sigrid Lude. Sie hielten mit dem Wahlspruch „Die Künstlergilde für die Mitglieder – die Mitglieder für die Künstlergilde“ Kurs und führten die vielfältige Arbeit der Künstlergilde sowie das anspruchsvolle Programm ihrer Galerie am Esslinger Markt standhaft fort.

Nachdem sich die hohen Wogen erstmals wieder geglättet haben, leitete das „Tandem Künzel/Lude“ bei der diesjährigen Hauptversammlung einen Generationswechsel ein. Ihr Schritt wurde von den Mitgliedern einmütig bedauert, jedoch mit Rücksicht auf das fortgeschrittene Alter des 80jährigen Künzel und der 70jährigen Lude letztendlich respektiert.

Als neuer Vorsitzender wurde Dr. Wolfgang Schulz einstimmig gewählt. Über eine Nachfolgerin für Frau Lude soll erst 2006 entschieden werden. Für das Jahr 2005 wird die Schatzmeisterin Frau Christa Steiner die Geschäftsstelle in Personalunion provisorisch leiten. Auf den neuen Vorstand kommen turbulente Zeiten zu; denn im vergangenen Jahr verlor die Künstlergilde insgesamt 170 Mitglieder. Diese signifikante Zahl führt zum einen auf 60 Todesfälle zurück, zum anderen wurden die meisten Kündigungen mit Hinweis auf verschiedene Altersgebrechen begründet. Die Gewinnung von neuen Mitgliedern dürfte von nun an ganz oben auf der Prioritätenliste stehen.

Zudem machten Frau Steiner und der ehemalige Vorsitzende Künzel darauf aufmerksam, daß die finanzielle Situation weiterhin als prekär bezeichnet werden müsse. Sie riefen die Mitglieder zu Spenden und zur regelmäßigen Begleichung ihrer Beiträge auf.

Signale

Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst

Redaktion: **Johann Schuth**

Anschrift: Budapest, Lendvay utca 22, H – 1062

Tel.: +36 1 302 67 84, Fax: +36 1 354 0693

E-Mail: neueztg@hu.inter.net

Internet: www.vudak.hu

Verantwortlich für die Herausgabe

Dr. László Kodela

Vorstandsvorsitzender/Generaldirektor von

Magyar Hivatalos Közlönykiadó GmbH

Satz: Neue-Zeitung-Stiftung

Druck: Magyar Hivatalos Közlönykiadó

Lajosmizsei Nyomda – 05-3452

Verantwortlicher Leiter:

Norbert Burján